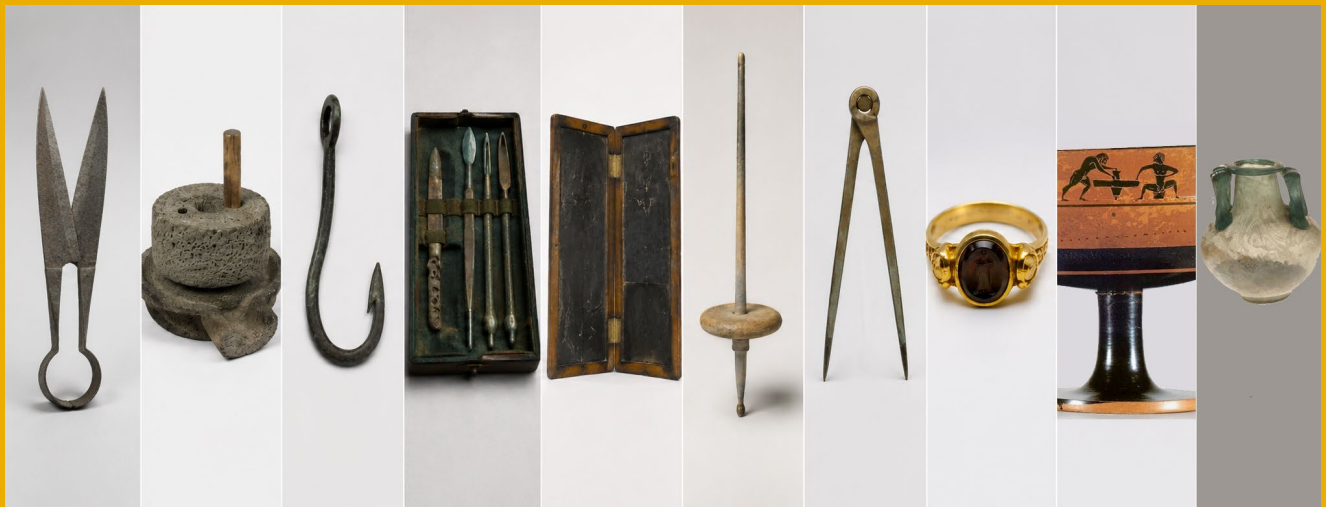


ANTIKE BERUFE

EICHSTÄTTER PERSPEKTIVEN

Begleitheft zur Ausstellung der Klassischen Archäologen
in der Universitätsbibliothek der KU Eichstätt-Ingolstadt

13. Juli bis 30. Oktober 2026



INHALT

Grußwort.....	S. 3
<i>Gerhard Zimmer</i>	
Dank.....	S. 4
<i>Nadin Burkhardt</i>	
Einführung in das Thema.....	S. 4-6
<i>Nadin Burkhardt</i>	
Bestatter.....	S. 6-11
<i>Maria Braun</i>	
<i>Interview: Luca Billner</i>	
Arzt.....	S. 12-15
<i>Patricia Larumbe</i>	
<i>Interview: Thomas Boretzki</i>	
Töpferhandwerk	S. 16-21
<i>Toni Nemeth</i>	
<i>Interview: Marion Hilgart und Maria Emslander-Haugg</i>	
Müller.....	S. 22-27
<i>Jakob Nürnberger</i>	
<i>Interview: Andrea Biehler</i>	
Tuchmacher.....	S. 28-33
<i>Laura Scheutzel</i>	
<i>Interview: Silke Uhlendorf</i>	
Lehrer.....	S. 34-39
<i>Alfons Strewitzek.</i>	
<i>Interview: Sabine Geier und Johanna Graf</i>	
Hirte.....	S. 40-44
<i>Sophia Wehle</i>	
<i>Interview: Alfred Eichhorn</i>	
Goldschmied.....	S. 45-50
<i>Stefanie Wierzchowski</i>	
<i>Interview: Erich Koller</i>	
Fischer und Fischhändler.....	S. 51-56
<i>Luca Wingerter</i>	
<i>Interview: Karl Heinz Müller</i>	

GRÜßWORT

Schon im frühen Griechenland waren handwerkliche Fähigkeiten sehr geschätzt. Der sagenhafte König Minos auf Kreta wollte sich die künstlerische Arbeit des Daedalus auf Dauer sichern und ihn nicht von der Insel lassen. Von Odysseus, einem der Helden vor Troja wurde hochachtungsvoll berichtet, er habe sein Ehebett selbst gezimmert. Allerdings gab es einen Unterschied in der Wertschätzung: Wer durch seine körperliche Arbeit Geld verdienen mußte, war weniger angesehen.

Die Verbreitung von technischem Wissen geschah nur durch persönliche Ausbildung, in die antike Literatur fanden Anleitungen zur Ausbildung keinen Eingang.

Diese soziale Geringschätzung setzte sich auch in Rom fort. Wir Archäologen stehen deshalb immer wieder vor dem Problem der Quellen, wenn wir handwerkliche Technik rekonstruieren wollen, denn die antiken Arbeiter stellten ihre Produkte so perfekt her, daß Spuren der Werk-tätigkeit nicht mehr zu sehen waren. Wir sind daher auf Funde von Halbprodukten, Werkzeugen oder Werkstattresten angewiesen, die aber meist sehr rudimentär und schwierig zu interpretieren sind.

Für die römischen Handwerker haben wir ab der Kaiserzeit eine weitere Quelle, die mit sozialen Umwälzungen zu tun haben. Manche Handwerker brachten es durch ihre Arbeit zu einem gewissen Wohlstand. Das hing auch mit der Expansion in eroberte Gebiete wie z.B. die Provinz Gallia Cisalpina, dem heutigen Oberitalien zusammen. Dorthin zogen viele Siedler und in den neu gegründeten Städten spielte natürlich alter Adel weniger eine Rolle als ein tüchtiger Schmied, Schreiner oder Metzger. Diese Leute bildeten sich nun auf Ihren Grabsteinen bei der Ausübung ihres Berufes ab und gründeten damit ein neues Wertesystem.

Doch auch diese Informationen sind für uns nicht immer verständlich. Deshalb sind wir oft auf die Zusammenarbeit mit heute noch tätigen Handwerkern angewiesen. Dies ist umso wichtiger, als in zunehmendem Maße traditionelle Berufe schwinden. So ist der Zinngießer Eisenhart in Eichstätt einer der letzten seines Berufszweigs. Auch in dieser Hinsicht ist das Studium des antiken Handwerks sehr wichtig.

Da ich selbst in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts intensiv zu römischen Berufen geforscht habe und in meiner Zeit in Eichstätt versucht hat, aus den Überresten griechischer Werkstätten die Technik des Bronzegusses zu rekonstruieren, freue ich mich besonders, daß dieses wichtige Thema in Lehre und Forschung weiter an der KU vertreten ist und hoffe, daß die Ausstellung „Antike Berufe – Eichstätter Perspektiven“ zum weiteren Austausch über die Grenzen der Studierzimmerhinweg anregt.

Gerhard Zimmer
Professor em. für Klassische Archäologie
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

Eichstätt, den 8. Juli 2026

DANK

Eine Ausstellung als Lehrprojekt bringt viele Anforderungen mit sich, nicht nur die Recherche und Einarbeitung zu antikem Handwerk und Berufen, auch die Konzentration auf das Wesentliche, die Übersetzung in eine verständliche Sprache, und die Möglichkeiten ihrer Visualisierung und das eigene Zeitmanagement mitten im Semesterbetrieb. Für Beiträge im Heft, Ideen und Umsetzung sowie für Rat und Tat danke ich sowohl den beteiligten Studierenden als auch Gerhard Zimmer.

Zudem wurde die Antike mit heutigen handwerklichen und beruflichen Erfordernissen verbunden; jeder Student und jede Studentin haben Vertreterinnen und Vertreter des jeweiligen Berufsstandes angesprochen und interviewt. Diejenigen die wir gewinnen konnten, gaben uns gern wichtige Einblicke in Ihr Tun. Ihnen sei besonders herzlich gedankt.

Eine Ausstellung funktioniert nur selten ohne Objekte und dafür gilt unser Dank den Leihgebern: dem LIMESEUM in Ruffenhofen, dem Stadtmuseum Ingolstadt, dem Römer und Bajuwaren Museum Kipfenberg und den privaten Leihgebern. Ich danke Maria Braun, Gerd Riedel, Anton Riedl, Andreas Hillert, Matthias Pausch, Claudia Stoddart und Gerhard Zimmer für ihre Unterstützung.

In Sachen Ausstellungsorganisation danken wir den Kollegen der KU, von der Universitätsbibliothek, über Sekretariat und Druckerei bis zum Hausmeister für ihre Hilfe, besonders Gernot Lorenz, Katharina Kehr, Bernice Plessow und Thomas Bauch.

Prof. Dr. Nadin Burkhardt
Professur für Klassische Archäologie
KU Eichstätt-Ingolstadt

8. Juli 2026

EINFÜHRUNG: ANTIKE BERUFE – EICHSTÄTTER PERSPEKTIVEN

Nadin Burkhardt

Eichstätt ist eine Stadt, in der Handwerk, Tradition und Kultur seit jeher eng miteinander verbunden sind. Das Interesse daran zeigt sich in zahlreichen Vorträgen, Ausstellungen und Publikationen ebenso wie auf Märkten oder Festen, auf denen Handwerkerinnen und Handwerker ihre Arbeit präsentieren. Im *Eichstätter Kurier* werden regelmäßig traditionelle Berufe vorgestellt – vom Zinngießer über den Ofenbauer bis zum Schreiner. Die Broschüre *Handwerk erleben in Eichstätt* macht die Vielfalt des regionalen Handwerks sichtbar, oft mit Wurzeln im frühen und mittleren 19. Jahrhundert, andere wie das Tuchhandwerk, die Baumeister und die Schreiner waren schon im Mittelalter in der Domstadt organisiert vertreten. Im *Domschatz- und Diözesanmuseum* sind die Zunftstangen der Handwerkerzünfte mit Abbildungen der Patrone der Berufe ausgestellt. Ganz aktuell ist auch die Ausstellung *Made in Eichstätt* des Stadtmuseum Eichstätt-Vereins, die die Wirtschafts- und Handwerks-geschichte unserer Stadt eindrucksvoll beleuchtet hat.



An diese lebendige Auseinandersetzung möchten wir anknüpfen – allerdings mit einem Blick, der noch weiter zurückreicht: in die Antike.

Denn viele Fragen, die das Handwerk heute bewegen, sind erstaunlich zeitlos. Wie wird Wissen weitergegeben? Wie entstehen Qualität und Innovation? Welche Bedeutung haben regionale Ressourcen, nachhaltige Produktion und handwerkliche Erfahrung? Und welchen gesellschaftlichen Wert besitzt handwerkliches Können?

Abb. 1) Votivaltar des Lucius Minucius Optatus: Der Stifter – ein Kesselschmied - in seiner Werkstatt, 1. Jh. n. Chr., aus Este, im Museo Nazionale Atestino d'Este, nach V. Galliazzo - P. Codato, *Die Adria* (2002) 74, Abb. (74).

Gerade das Handwerk zeigt, daß kulturelles Wissen nicht allein in Büchern bewahrt wird, sondern vor allem in der Praxis – durch Erfahrung, Übung und die Weitergabe von Fähigkeiten von Generation zu Generation. Dieses Erfahrungswissen ist ein kulturelles Erbe, das bis in die Antike zurückreicht und bis heute nichts von seiner Bedeutung verloren hat.

Die Antike bietet uns hierfür einen außergewöhnlich reichen Fundus. Archäologische Befunde, Werkstätten und Verkaufsräume, Werkzeuge, Halbfabrikate und fertige Produkte erzählen ebenso von den Arbeitswelten vergangener Gesellschaften wie Darstellungen auf

Vasen, Reliefs oder Wandmalereien. Inschriften nennen Berufe, werben für Produkte oder dokumentieren Preise. Literarische Quellen – von Homer bis in die römische Kaiserzeit – berichten von Handwerkern, ihren Fähigkeiten und ihrer Stellung in der Gesellschaft.

Antike Handwerkskunst und ihre Darstellung interessieren die Forschung seit dem 19. Jh., vor dem Hintergrund des Historismus und der technischen Errungenschaften dieser Zeit. Der Fokus verschob sich im 20. und 21. Jh. auf die soziale Stellung und das antike Wirtschaftswesen. Handwerk und Berufe in der Antike stehen an der Katholischen Universität schon länger Thema in Forschung und Lehre.

Gerade in einer Zeit, in der Nachhaltigkeit, Ressourcenschonung und langlebige Produkte wieder an Bedeutung gewinnen, lohnt sich dieser Blick zurück. Viele antike Werkstätten arbeiteten mit regional verfügbaren Materialien, reparierten statt wegzuworfen und stellten Gegenstände her, die auf Beständigkeit ausgelegt waren.

Natürlich lassen sich antike Produktionsweisen nicht einfach auf die Gegenwart übertragen. Aber sie regen dazu an, über den Wert von Material, Arbeit und handwerklichem Können neu nachzudenken. Hier zeigt sich auch eine wichtige Aufgabe der Universität; sie möchte auch Wissen zugänglich machen, den Dialog mit der Gesellschaft suchen und neue Perspektiven eröffnen. Die Ausstellung verfolgt den Anspruch, die Altertumswissenschaften und heutiges Handwerk miteinander ins Gespräch zu bringen und zu zeigen, daß historisches Wissen einen konkreten Mehrwert für aktuelle gesellschaftliche Fragen besitzen kann.

Deshalb war es uns wichtig, die Antike nicht isoliert zu betrachten. Die Studierenden haben den Dialog mit Vertreterinnen und Vertretern heutiger Berufe und Handwerke gesucht, Interviews geführt und Gemeinsamkeiten ebenso wie Unterschiede herausgearbeitet. So konnten wir den Blick bewusst auf die Menschen richten, die diese Berufe ausüben – auf ihre Erfahrungen, ihre Motivation und ihren Arbeitsalltag –, während in der Ausstellung selbst vor allem die Werkzeuge, Produkte und materiellen Zeugnisse im Mittelpunkt stehen.

Die Studierenden wählten ihre Themen eigenständig aus. Entstanden sind Beiträge zu Müller, Hirte und Fischer, Tuchmacher und Goldschmied, Bestatter, Lehrer und Arzt. Diese Auswahl erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie bedeutet keineswegs, daß andere Berufe weniger bedeutend oder weniger ausstellungswürdig wären. Vielmehr zeigt sie exemplarisch die große Vielfalt antiker Lebens- und Arbeitswelten.

Der direkte Vergleich mit den heutigen Berufsbildern brachte zahlreiche überraschende Gemeinsamkeiten zutage. Noch immer beruhen viele Tätigkeiten auf Erfahrung, Präzision, Verantwortungsbewusstsein und der Weitergabe von Wissen. Gleichzeitig wurden die tiefgreifenden Veränderungen deutlich, die diese Berufe im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden erfahren haben.

Die wichtigste Veränderung betrifft dabei die Menschen selbst: Berufsausübung ist heute grundsätzlich Ausdruck persönlicher Freiheit. Die stärkste Bindung entsteht allenfalls noch im Familienbetrieb. Kinderarbeit, die in der Antike selbstverständlich war, ist heute zu Recht verboten. Hinzu kommen grundlegende Veränderungen der Arbeitsbedingungen: Arbeitszeiten sind gesetzlich geregelt, Werkzeuge und technische Hilfsmittel haben sich

revolutioniert, und durch die globale Vernetzung sind Rohstoffe, Märkte und Wissen heute in einer Weise miteinander verbunden, die in der Antike unvorstellbar gewesen wäre.

Gerade diese Verbindung von Kontinuität und Wandel macht den historischen Vergleich so spannend. Er zeigt, daß sich Techniken und Rahmenbedingungen verändern, während viele Grundwerte des Handwerks – Sorgfalt, Können, Verantwortung und die Bereitschaft, Wissen weiterzugeben – bis heute Bestand haben.



Unsere Ausstellung versteht sich daher nicht nur als Blick in die Vergangenheit, sondern als Beitrag zum Wissenstransfer zwischen Universität, Handwerk und Gesellschaft. Sie zeigt, daß historische Forschung nicht Selbstzweck ist, sondern Denkanstöße für aktuelle Fragen liefern kann – etwa zur Bedeutung des Handwerks, zum nachhaltigen Umgang mit Ressourcen oder zum Wert von Erfahrung und über Generationen weitergegebenem Wissen.

Abb. 2) Fischerszene, Detail des Dioramas des Obereichstatters Clemens Nißl, Römer Bajuwaren Museum Kipfenberg

Literatur

N. Burkhardt, Spezialisierungsfolgen: Struktur und Befunde der metallverarbeitenden Werkstätten in frühgriechischen Siedlungen, in: N. Burkhardt – R. Krämer (Hrsg.), *Organizations of Production and Crafts in Pre-Roman Italy*. Panel 3.7, *Archaeology and Economy in the Ancient World: Proceedings of the 19th International Congress of Classical Archaeology*, Cologne/Bonn 2018, Band 11 (Heidelberg 2022) 47–77.

A. Burford, *Künstler und Handwerker in Griechenland und Rom* Mainz 1972).

J. Ebert et al., *Die Arbeitswelt der Antike* (Wien, Köln, Graz 1984).

A. Hillert, *Antike Ärztedarstellungen* (Mainz 1990)

M. Klee, *Römisches Handwerk. Archäologie in Deutschland* (Stuttgart 2012).

G. Zimmer, *Römische Berufsdarstellungen* (Berlin 1982).

G. Zimmer, *Antike Werkstattbilder* (Berlin 1982).

G. Zimmer, Die große bronzene Statue der Athena. Eine Werkstatt des Phidias am Südabhang der Akropolis, *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung* 136/137, 2021/2022, 241-362.

BESTATTER VON BERUF

Hadrianus Carus Manus* und Luca Billner vergleichen ihre Berufswelt

Maria Braun

Bestattungen damals und heute

Bereits im Zwölftafelgesetz aus der Mitte des 5. Jh. v. Chr., dem ältesten überlieferten Gesetzeswerk Roms, werden sowohl die Brand- als auch die Körperbestattung erwähnt. Zugleich wurde festgelegt, daß Gräber außerhalb der Stadtgrenzen entlang der Straßen anzulegen waren. Dadurch sollte die spirituelle Verunreinigung durch den Tod vermieden und die Verstorbenen dennoch dauerhaft im öffentlichen Gedächtnis bleiben.

Heute liegen Friedhöfe – anders als vielerorts im Mittelalter – ebenfalls meist außerhalb der Ortskerne. Trotz aller Veränderungen sind die grundlegenden Aufgaben des Bestatters über mehr als zwei Jahrtausende nahezu gleichgeblieben: Verstorbene werden versorgt, würdevoll überführt und im Rahmen einer Trauerfeier beigesetzt. Damit gehört das Bestattungswesen zu den ältesten Berufsfeldern der Menschheitsgeschichte.

Stimmen der Vergangenheit

Hadrian* (*fiktive Person) war ein römischer Bestatter im 2. Jh. n. Chr. Er arbeitete nicht im *lucus libertinae* (Bestattungsbezirk) am Stadtrand, sondern war im Stadtbüro tätig. Er selbst war *dissignator*, die einzige über ihm stehende Person im Unternehmen war der *libitinarius*, welcher als jährlicher Pächter keine Bestattungstätigkeiten ausübte. In kleineren Städten konnte eine Person gleichzeitig Pächter und Bestatter sein. Neben den Bestattern waren auch Handwerker, Musiker und Klagefrauen im Areal des *lucus* angesiedelt, da sie regelmäßig für die Trauerzüge (*pompae funebrii* Abb. 1) und Herstellung von Gerät angeheuert wurden.

Das Büro im *lucus libertinae*

Die Hauptarbeitsstelle war nicht nur außerhalb, weil dort gesetzlich festgelegt die Bestattungsplätze waren, sondern auch aus Platzgründen. Im Lager fanden sich Bahren und Särge, Weihrauchpfannen, Blasinstrumente, Erkennungsglocken, Nägel, tragbare Altäre für Opferhandlungen, Brennholz, Pech, Salben und Duftstoffe und Dienstkleidung der *operae* (Sklaven des *libitinarius*). Übrigens war dort auch Foltergerät verstaut. Ein großer Unterschied zum modernen Beruf war laut Hadrian*, daß das Unternehmen aufgrund des Pachtvertrages verpflichtet war, staatliche Hinrichtungs- und Folterurteile zu vollstrecken.

Neben dem Lager wird es eine *cella funera* gegeben haben, die als Leichenhalle verstanden wird.

Den vermutlich im Unternehmensgebäude lebenden Mitarbeitenden war es teilweise sogar verboten die Stadt zu betreten. Die Vorurteile, mit denen Hadrians* Mitarbeitende seiner Zeit zu kämpfen hatten, waren tatsächlich nicht spirituell, obwohl sich die Familien nach dem Tod eines Angehörigen selbst, und auch ihr zuhause, durch Opferhandlungen reinigen mussten. Es war ein ökonomischer Grund: durch den Tod Geld zu verdienen, war verachtungswürdig, obwohl es notwendige Arbeit war.



Abb. 1: Amiternum-Relief mit Begräbnisprozession (*pompa funebris*), mit Musikern, *operae* als Träger, einem *dissignator*? und Klagefrauen, 31 v. Chr. - 14 n. Chr., aus: D. Kleiner, Roman Sculpture (New Haven 1992) 105, Abb. 88.

Welche Aufgaben entstanden im römischen Bestattungsablauf und wer kümmerte sich um diese?

Als *dissignator* leitete Hadrian* das Bestattungsunternehmen. Er konnte gleichzeitig auch *praeco* (Ausrufer) sein, um den Tod einer Person zu verkünden (Abb. 2). Einer seiner Angestellten, der *pollinctor*, war spezifisch für das Einbalsamieren zuständig. Es ist möglich, daß dieser dann auch als *strator* den Raum dekorierte (Abb. 3). Der Abschied der Familie und die feierliche Aufbahrung (*collocatio*) auf die Totenbahre (*lectus funebris*) fand nämlich zuhause Stadt.

Hadrian* berichtete, daß in der Provinz Raetien seit Generationen (1.-3. Jh. n. Chr.) die Brandbestattung vorherrschte. Der weitere Verlauf derer war wie folgt: Nach der *pompa funebris* (Trauerzug, Abb. 1), je nach Budget mit Musikern und Schauspielern, sicher aber mit Bekannten/FreundInnen, gelangte hinter der Stadtmauer nur die Familie an der *ustrina* (Verbrennungsplatz) an. Getragen wurde der Leichnam von vier *operae*, die nur dann die Stadt betreten durften. Laut Hadrian* war die Anzahl dieser Sklaven im Unternehmen je nach Stadtgröße festgelegt: er selbst kenne ein Beispiel mit 32, also insgesamt 8 Teams für Überführungen des Leichnams.

In der *ustrina* wird der Leichnam dann auf einen, je nach Budget geschmückten, *rogus* (Scheiterhaufen) gelegt. Der *ustor* ist für die Verbrennung zuständig. Es war ein sicherlich spezialisierter Beruf, da das Erbauen eines Scheiterhaufens, der über mehrere Stunden bei 900 Grad brennen musste, und dessen Überwachung spezifische Fähigkeiten verlangte. Die Familie kann hier auf dem *rogus* Beigaben platzieren oder aber dann in dem vom *fossor* gegrabenen Grab das Geschirr des *silicerniums* (Totenmahl) deponieren. Nach neun Tagen wurde erneut ein Leichenschmaus mit Trankopfer abgehalten (*cena novemdialis*), um die Totengötter zu besänftigen und die Familie zu reinigen.

Lange nach Hadrians* Lebzeiten wird der *fossor* als Körperbestatter den *ustor* ersetzen.

Die Kosten der *funeribus necessaria*

Die notwendigen Kosten für eine basische Bestattung waren immer die Überführung und das Waschen des Leichnams, etwas Weihrauch, Blumenschmuck und minimale Beigaben auf dem *rogus*, die Urne und der Grabplatz an sich. Hadrian* schätzte die durchschnittlichen Kosten seiner Zeit für ein Begräbnis der Mittelschicht zwischen 100 und 1.000 Sesterzen. Ein weiteres Beispiel wären noch 490 Denare zu Zeiten seines Vaters in Rom. Damals verdiente der niederste Rang im Militär ca. 1.200 Sesterzen oder 300 Denare im Jahr. Es komme eben sehr stark darauf an, wo und wann man sich genau befindet. Ein einfacher Soldat hier in der Provinz hätte für die *funeribus necessaria* durchschnittlich 8,4% seines Gehalts für eine Bestattung ausgegeben.

Sollte man sich diesbezüglich finanzielle Sorgen machen, riet Hadrian* zu einem Beitritt in einen Bestattungsverein, wo man jährlich eine Rate einzuzahlen hatte. Die Vereinsmitglieder konnten sich bei Bedarf auch um Trankopfer am Todestag und um weitere Grabpflege kümmern, die sonst Familienmitglieder verrichtet hätten.



[...]AELIVS Q L PRAECO ET DISSIGNATO [...] / [...] F / LICINA CN L ATHENA / IN FR P XIIIX

Abb. 2: Grabstein aus Rom eines *dissignators*, der auch *praeco* war, 1. Jh. v. Chr., (nach V. Kockel, Porträtreiefs stadtrömischer Grabbauten (1993 Kat. 10c).

Beachte: Die Rekonstruktion der Bestattertätigkeit in der Antike erfolgt über vereinzelte Quellen überwiegend aus der Oberschicht, welche niemals das ganze Spektrum antiken Lebens abbilden können. Die Bezeichnungen von einzelnen Tätigkeiten können ein eigenes Berufsfeld meinen, aber oft kann eine Person mehrere Aufgaben gleichzeitig übernehmen. In den Provinzen (wie Raetien) wie auch in Italien gilt: Die Größe der Stadt bestimmt die Größe des Bestattungsunternehmens.

Literaturempfehlungen:

St. Schrumpf, Bestattung und Bestattungswesen im Römischen Reich: Ablauf, soziale Dimension und ökonomische Bedeutung der Totenfürsorge im lateinischen Westen (Göttingen 2006).

P. Fasold, Römischer Grabbrauch in Süddeutschland. Schr. Limesmus. Aalen 46 (Stuttgart 1992).

Lex Libitina Puteoliana: P. F. Girard - F. Senn, Les lois des Romains (Neapel 1977) 514-519 Nr. 2.



Abb. 3: Haterier-Grabrelief aus Rom, *pollinctor* bei der Arbeit?, 110/120 n. Chr., aus: F. Sinn - K. S. Freyberger, Museo Gregoriano Profano ex Lateranense. Katalog der Skulpturen, Bd. I,2. Die Grabdenkmäler 2. Die Ausstattung des Hateriergrabes (1996) Taf. 8.

Stimmen der Gegenwart

Im Gespräch mit dem Bestatter Luca Billner

Maria Braun

Für dieses Interview konnte Luca Billner von Mayinger Bestattungen gewonnen werden. Das Unternehmen, mit Hauptsitz in Greding und Niederlassungen in Eichstätt und Ingolstadt, beschäftigt rund 13 festangestellte Mitarbeitende sowie weitere Aushilfen, die insbesondere bei Beisetzungen unterstützen.

Luca Billner ist Quereinsteiger und arbeitet seit zweieinhalb Jahren im Bestattungswesen. Begonnen hat er im Bereich der Grabmachertätigkeiten und der Begleitung von Beisetzungen. Heute leitet er die Zweigstelle in Eichstätt. Billner übernahm die Stelle von seinem Vater, aber anders als in der Antike in Bezug auf den *ustor*, in der Bestattungsberufe meist innerhalb der Familie weitergegeben wurden, ist der Einstieg heute auch ohne klassische Ausbildung möglich.

Ein Beruf für Menschen

Die Arbeit eines Bestattungsunternehmens beginnt lange vor der eigentlichen Beisetzung. Neben der Versorgung der Verstorbenen gehören heute vor allem die Begleitung der Angehörigen und die Organisation der Bestattung zu den wichtigsten Aufgaben.

Im Büro werden Traueranzeigen und Gedenkbilder gestaltet, Termine koordiniert und Beratungsgespräche geführt. Hinzu kommt die Betreuung der Angehörigen während der Trauerfeier sowie die Organisation individueller Wünsche, etwa die Auswahl von Musik oder der Ablauf der Zeremonie.

Laut Billner stehen dabei, wie schon in der Antike, „der pietätvolle Umgang mit den Verstorbenen und ihren Familien im Mittelpunkt.“

Ausbildung und Verantwortung

Eine klassische Berufsausbildung ist für den Einstieg nicht zwingend erforderlich. Mitarbeitende beginnen häufig als Hilfskräfte und erwerben die notwendigen Kenntnisse zunächst in Schulungen zu Hygiene und Arbeitssicherheit. Mit zunehmender Berufserfahrung und einer entsprechenden Weiterbildung kann anschließend die Qualifikation zum geprüften Bestatter erworben werden.

Besonders wichtig sind Einfühlungsvermögen, Verantwortungsbewusstsein und ein respektvoller Umgang mit trauernden Menschen. In besonderen Fällen sind außerdem rechtliche Kenntnisse erforderlich, etwa, wenn Verstorbene ins Ausland überführt werden.

Handwerk und Technik

Auch heute ist der Beruf körperlich anspruchsvoll. Das Tragen Verstorbener und schwerer Särge gehört ebenso zum Arbeitsalltag wie lange Einsätze bei jeder Witterung.

Viele handwerkliche Tätigkeiten haben sich jedoch verändert. Während Bestatter früher oftmals auch Särge selbst herstellten, werden diese heute ebenso wie Urnen, Blumenschmuck oder Grabsteine von spezialisierten Betrieben geliefert. Das eigentliche Handwerk des Bestatters liegt heute in der Durchführung der Bestattung, wozu auch das Herrichten des Leichnams, das Einsargen sowie die Vorbereitung der Trauerfeier gehören. Für Urnenbeisetzungen wird das Grab meist von Hand vorbereitet, während für Erdbestattungen moderne Baumaschinen eingesetzt werden.

Der Ablauf einer Bestattung

Nach der ärztlichen Leichenschau wird der Verstorbene abgeholt und in den Versorgungsraum des Bestattungsunternehmens überführt. Dort erfolgt die hygienische Versorgung sowie das Ankleiden des Verstorbenen. Anschließend können Angehörige – wenn sie dies wünschen – noch einmal persönlich Abschied nehmen.

Es folgen die Beratung der Familie, die Gestaltung der Trauerdrucksachen sowie die Organisation der Trauerfeier. „Vor einer Feuerbestattung ist heute eine zweite Leichenschau gesetzlich vorgeschrieben“, meint Billner.

Im Landkreis Eichstätt werden Bestattungen nach wie vor überwiegend christlich gefeiert. Häufig beginnt die Trauerfeier in der Kirche mit anschließendem Gang zum Friedhof. Zunehmend entscheiden sich Angehörige jedoch auch für weltliche Trauerfeiern mit einer freien Trauerrednerin oder einem freien Trauerredner.

Verwendet man deutsche Durchschnittswerte der sozialen Mittelschicht, würden Deutsche für moderne *funeribus necessaria* ca. 17% ihres Gehalts ausgeben.

Zwischen Tradition und Wandel

Trotz moderner Technik begegnen Bestatter bis heute Vorurteilen. „Manche Menschen verbinden den Beruf noch immer mit Angst oder Ekel“, sagt Billner, „obwohl Hygiene und Arbeitsschutz heute höchsten Standards entsprechen.“

Während so mancher Brauch eine Renaissance erlebt, wie eben die Bestattungen außerhalb, halten sich auch manche Formen des Abschieds hartnäckig: In ländlichen Regionen finden gelegentlich noch Trauerzüge statt – ein Brauch, der bereits in der Antike und bis weit in die Neuzeit selbstverständlich war.

Ich danke Luca Billner für das Interview und den interessanten Einblick in den Beruf.

Fazit

Der Vergleich mit der Antike zeigt, daß sich die äußeren Rahmenbedingungen des Bestatterberufs stark verändert haben. Moderne Hygienestandards, stärkere gesetzliche Vorschriften und technische Hilfsmittel prägen heute den Arbeitsalltag. Im Kern sind die Aufgaben jedoch dieselben geblieben: Verstorbene würdevoll zu versorgen, sie zu überführen und Angehörige auf ihrem letzten gemeinsamen Weg zu begleiten.

ARZT VON BERUF

Patricia Larumbe

Kaum ein Beruf beruht so sehr auf Vertrauen wie der des Arztes. Schon in der Antike suchten Menschen bei Krankheit oder Verletzungen medizinische Hilfe. Obwohl sich die Heilkunst seitdem grundlegend verändert hat, gehören sorgfältige Beobachtung, Erfahrung und Verantwortung bis heute zu den wichtigsten Eigenschaften eines Arztes.

Der Weg zum Arzt

Wer Arzt werden wollte, lernte den Beruf bei einem erfahrenen Arzt, der als Lehrer fungierte. Eine einheitliche Ausbildung oder staatliche Prüfung gab es nicht. Dauer, Inhalte und Abschluß legte der Lehrmeister selbst fest. Entscheidend war, ob der Schüler seine Fähigkeiten in der Behandlung von Patienten erfolgreich anwenden konnte.

Oft wurde das Wissen innerhalb der Familie vom Vater auf den Sohn weitergegeben. Andere Schüler wurden während ihrer Ausbildung ebenfalls wie Familienmitglieder aufgenommen. Mit der Zeit entstanden verschiedene medizinische Lehrtraditionen oder „Schulen“, in denen unterschiedliche Auffassungen von Krankheit und Heilung vermittelt wurden.

Zum Alltag eines Lehrlings gehörte es, den Arzt bei Untersuchungen und Eingriffen zu unterstützen, Instrumente bereitzulegen, Arzneien herzustellen und Patienten unter Anleitung zu versorgen.

Abb.: Der Arzt Japyx entfernt Aeneas eine Pfeilspitze aus dem Oberschenkel, während sich dieser auf seinen Gehilfen stützt, aus Pompeji, Casa di Sirico, Wandmalerei, 1. Jh. n. Chr., im Nat. Mus. Neapel, Inv. 9009, CC BY-SA 4.0.



Verantwortung und Vertrauen

Ärzte trugen bereits in der Antike eine große Verantwortung. Ein berühmtes Zeugnis dafür ist der Hippokratische Eid, der vermutlich aus dem Umfeld des griechischen Arztes Hippokrates stammt. Er fordert den Arzt dazu auf, sein Wissen zum Wohl der Kranken einzusetzen, ihnen keinen Schaden zuzufügen und über persönliche Angelegenheiten der Patienten zu schweigen. Außerdem beschreibt der Eid das enge Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, der seinem Lehrmeister lebenslang Dankbarkeit schulden sollte.

Hippokrates selbst gilt als einer der bedeutendsten Ärzte der griechischen Antike. Zahlreiche medizinische Schriften wurden später unter seinem Namen überliefert, auch wenn nicht alle tatsächlich von ihm stammen.

Krankheit verstehen und behandeln

Die antike Medizin beruhte auf sorgfältiger Beobachtung. Ärzte untersuchten ihre Patienten genau, achteten auf Fieber, Atmung, Ernährung sowie auf Urin und Stuhlgang. Die wichtigste Erklärung für Krankheiten war die Lehre von den vier Körpersäften: Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle. Gesundheit galt als Gleichgewicht dieser Säfte, Krankheit als deren Störung.

Dementsprechend versuchten Ärzte, dieses Gleichgewicht wiederherzustellen. Dazu gehörten Diäten, Heilpflanzen, Salben, Bäder, Massagen und Bewegung. Chirurgische Eingriffe wurden ebenfalls durchgeführt, waren jedoch wegen der fehlenden Betäubungs- und Hygienemöglichkeiten oft riskant.

Viele Menschen vertrauten jedoch nicht allein auf die Heilkunst. Sie suchten auch Heiligtümer des Gottes Asklepios auf und hofften auf göttliche Hilfe. Medizin und religiöser Heilkult bestanden in der Antike daher nebeneinander.

Ärzte in der Gesellschaft

Die meisten Ärzte arbeiteten als Wanderärzte und boten ihre Dienste dort an, wo sie gebraucht wurden. Da es keine staatliche Zulassung gab, war ein guter Ruf entscheidend für den beruflichen Erfolg. Zufriedene Patienten waren die beste Empfehlung.

Hauptsächlich war es ein Männerberuf, aber es gab wenige, aber nachweisbare Ärztinnen (*medicae*), besonders in der Frauenheilkunde.

Besonders angesehene Ärzte konnten von einer Stadt als öffentliche Ärzte angestellt werden. Sie wurden aus der Stadtkasse bezahlt und versorgten die Bevölkerung, insbesondere ärmere Menschen. Andere arbeiteten beim römischen Militär, im Haushalt wohlhabender Familien oder sogar am Kaiserhof.

Neue Erkenntnisse

Vor allem im Hellenismus entwickelte sich die Medizin erheblich weiter. In Alexandria wurden erstmals systematische Untersuchungen des menschlichen Körpers durchgeführt.

Die dabei gewonnenen Erkenntnisse verbesserten das Verständnis von Anatomie und Körperfunktionen und fanden Eingang in die medizinische Praxis.

Mit dem wachsenden Wissen entstanden außerdem immer mehr Spezialisierungen. In größeren Städten gab es unter anderem Augenärzte, Frauenärzte und Geburtshelfer und Zahnärzte.

Abb. 2 Arztschatulle für medizinische Zutaten, Bronze, 1.-3. Jh. n. Chr., aus dem römischen Nida (Frankfurt-Heddernheim), im Archäologischen Museum Frankfurt.



Werkzeuge eines Arztes

Antike Ärzte verfügten über eine erstaunlich große Auswahl an Instrumenten von denen sie in der Ausstellung Originale und Repliken sehen. Viele von ihnen ähneln modernen chirurgischen Werkzeugen. Zum Einsatz kamen unter anderem Skalpelle mit auswechselbaren Klingen, Sonden, Pinzetten, Zangen, Wundhaken, Nadeln und Knochensägen. Schröpfköpfe und Katheter waren bereits im Einsatz. Auch Medikamente gehörten zur Ausstattung eines Arztes. Salben, Öle sowie pflanzliche oder mineralische Heilmittel wurden sorgfältig gemischt und in Glasgefäßen oder tragbaren Arztkästen (siehe Ausstellung) aufbewahrt. Dadurch konnten Ärzte ihre Instrumente und Arzneien auf Reisen sicher mitführen.

Antike und heute

Seit der Antike haben sich medizinisches Wissen, Ausbildung und Behandlungsmöglichkeiten grundlegend verändert. Dennoch verbindet Ärzte damals und heute ein gemeinsames Ziel: Menschen nach bestem Wissen zu helfen. Fachkenntnis, Erfahrung und das Vertrauen zwischen Arzt und Patient bilden bis heute die Grundlage ärztlichen Handelns.

Literatur:

A. Hillert, Antike Ärztedarstellungen. (Frankfurt 1990)

H. M. Koelbing, Arzt und Patient in der Antiken Welt (Zürich 1977).

F. Kudlien, Der griechische Arzt im Zeitalter des Hellenismus – Seine Stellung in Staat und Gesellschaft (Mainz 1979).

K.-H. Leven (Hrsg.), Heilkunst und Heilkult. Medizin in der Antike (München 2005).

V. Nutton, Ancient Medicine 8London/New York ²2013).

Stimmen der Gegenwart

Ein Gespräch mit einem Hausarzt - Interview mit Dr. med. Thomas Boretzki

Patricia Larumbe

Wie sieht der Arztberuf heute aus? Was hat sich seit der Antike verändert – und was ist bis heute gleichgeblieben? Für diese Fragen und weitere stellte sich Dr. med. Thomas Boretzki, Facharzt für Allgemeinmedizin in Eichstätt, zur Verfügung. Die von seinem Großvater gegründete Praxis wird heute bereits in dritter Generation geführt und beschäftigt inzwischen fünf Ärztinnen und Ärzte.

Das Vertrauen der Patienten

Schon seine Beschreibung des Berufs erinnert an die Aufgaben antiker Ärzte: Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu begleiten und ihr Vertrauen zu gewinnen. „Die Kernaufgabe des ärztlichen Berufs besteht für mich darin, Menschen mit ihren gesundheitlichen Problemen, Krankheiten, Sorgen, Ängsten und Nöten zu begleiten. Ebenso wichtig ist die Prävention von Erkrankungen, die Unterstützung bei der Wahl des richtigen Facharztes sowie die Vermeidung einer Verschlechterung bestehender Erkrankungen.“

Gerade im Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient sieht Dr. Boretzki die größte Gemeinsamkeit zwischen Antike und Gegenwart. „Die größte Gemeinsamkeit besteht darin, daß Menschen mit ihren Ängsten, Beschwerden und Schmerzen Hilfe bei einem Arzt suchen. Das war früher genauso wie heute. Der Arzt genießt dabei ein großes Vertrauen, dem er durch verantwortungsvolles und gewissenhaftes Handeln gerecht werden muß“

Vom Hippokratischen Eid zum ärztlichen Gelöbnis

Das heutige ärztliche Berufsethos knüpft in vielen Punkten an diese Grundsätze an, auch wenn der Hippokratische Eid heute nicht mehr in seiner antiken Form verwendet wird. „Auch, wenn dieses heute vor allem symbolischen Charakter hat, steht es für die Verpflichtung, den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Der ärztliche Beruf ist mehr als das Abarbeiten von Aufgaben – er ist ein Dienst am Menschen.“

Dieses Vertrauen entsteht vor allem durch eine langfristige Beziehung zwischen Arzt und Patient – ähnlich wie bereits in der Antike, als der Ruf eines Arztes entscheidend für seinen Erfolg war. „Als Hausarzt kenne ich viele meiner Patienten über viele Jahre hinweg. Dadurch kann ich Beschwerden und Veränderungen wesentlich besser einschätzen. Bei Vertretungsdiensten, in denen ich Patienten nicht kenne, kommt es häufiger zu Über- oder Untertherapien. Die langfristige Arzt-Patient-Beziehung ist deshalb ein großer Vorteil der hausärztlichen Versorgung.“

Verantwortung und Belastung

Der heutige Arztberuf bringt jedoch auch Belastungen mit sich. Neben einem hohen Verwaltungsaufwand nennt Dr. Boretzki vor allem die psychische Verantwortung. „Dazu gehören der anhaltende Stress, die tägliche Konfrontation mit Leid, Schmerzen und schweren Erkrankungen sowie die große Verantwortung bei der Behandlung von Patienten.“

Ausbildung: Antike und Gegenwart

Während in der Antike die Ausbildung direkt bei einem erfahrenen Arzt stattfand, führt der Weg heute über ein langjähriges Medizinstudium mit anschließender Facharztausbildung. Dennoch bleibt die praktische Erfahrung unverzichtbar. „Das meiste, was den ärztlichen Beruf ausmacht, läßt sich nicht aus Büchern lernen. Insbesondere der zwischenmenschliche Umgang mit Patienten, die Einschätzung von Beschwerden und Symptomen sowie die Wahl der richtigen Therapie entwickeln sich vor allem durch praktische Berufserfahrung.“

Vom Skalpell zum Ultraschall

Auch die Arbeitsmittel haben sich grundlegend verändert. Moderne Diagnostik ermöglicht Untersuchungen, die antiken Ärzten noch unvorstellbar gewesen wären. Dennoch bleiben die wichtigsten Werkzeuge eines Arztes seine eigenen Sinne.

Neben Stethoskop, Ohrenspiegel und Ultraschall gehören heute auch Computer und digitale Dokumentation selbstverständlich zum Praxisalltag. „Die Dokumentation erfolgt selbstverständlich am Computer, sodaß der PC heute eine zentrale Rolle im Praxisalltag spielt.“

Der Mensch im Mittelpunkt

Trotz aller technischen Möglichkeiten sollte nach Ansicht von Dr. Boretzki die sorgfältige körperliche Untersuchung wieder stärker in den Mittelpunkt rücken. „Letztlich laufen alle Informationen beim Menschen zusammen. Die Bewertung von Symptomen und die richtige Einordnung beruhen nach wie vor auf der Erfahrung des Arztes. Auch im Zeitalter der künstlichen Intelligenz bleibt dies besonders in der Hausarztmedizin entscheidend. Rückenschmerzen können beispielsweise bei einem Bauarbeiter eine völlig andere Ursache haben als bei einem Menschen nach einem Verkehrsunfall oder bei jemandem, der unter starkem emotionalem Streß leidet. Diese Zusammenhänge kann nur ein erfahrener Arzt angemessen beurteilen.“

Die moderne Medizin eröffnet zugleich Möglichkeiten, von denen antike Ärzte nur hätten träumen können. „Die moderne Diagnostik ermöglicht es, Erkrankungen sehr schnell zu bestätigen oder auszuschließen. Dadurch können gezieltere Therapien eingeleitet und unnötige Behandlungen vermieden werden. Der medizinische Wissenszuwachs hat zu deutlich besseren Behandlungsmöglichkeiten geführt. Außerdem können viele Krankheiten bereits in frühen Stadien erkannt oder sogar vor ihrem Ausbruch festgestellt werden. Dadurch spielt die Prävention heute eine wesentlich größere Rolle als früher.“

Ich danke Dr. Boretzki für das Gespräch.

Der Vergleich zeigt: Zwischen antiker und moderner Medizin liegen mehr als zwei Jahrtausende wissenschaftlicher Entwicklung. Doch die wichtigste Grundlage des Arztberufs hat sich kaum verändert: Menschen suchen Hilfe, und Ärzte tragen die Verantwortung, ihnen mit Wissen, Erfahrung und Menschlichkeit zu begegnen.

DAS TÖPFERHANDWERK ALS BERUF

Toni Nemeth

Wenn man an griechische Vasen denkt, hat man oft kunstvoll bemalte Gefäße mit Göttern, Helden oder Alltagsszenen vor Augen. Bevor ein solches Gefäß jedoch fertig vor dem Betrachter stand, musste es viele, zum Teil sehr arbeitsaufwendige Produktionsschritte durchlaufen.

Obwohl antike Schriftquellen zum griechischen Töpferhandwerk nur spärlich überliefert sind, lassen sich an den Gefäßen selbst zahlreiche Arbeitsspuren der Töpfer und Maler erkennen. Außerdem zeigen die Funde deutliche Qualitätsunterschiede. Man unterscheidet zwischen Massen- und Sonderware sowie zwischen Grob- und Feinware.

Warum sprechen Archäologen von „Vasen“?

Der Begriff „Vase“ ist in der Archäologie ein Fachbegriff für keramische Gefäße der Antike. Er geht auf das lateinische Wort *vas* („Gefäß, Behälter“; Plural *vasa*) zurück. Im Italienischen wurde daraus *vaso*, das Französische übernahm den Begriff als *vase*. Da Französisch im 17. und 18. Jahrhundert die führende Sprache der Kunst- und Altertumsforschung war, gelangte der Begriff schließlich auch in die deutsche Fachsprache. Heute verwenden ArchäologInnen deshalb häufig den Begriff „Vase“, auch wenn damit Gefäße ganz unterschiedlicher Formen und Funktionen gemeint sind.

Vom Ton zum Gefäß

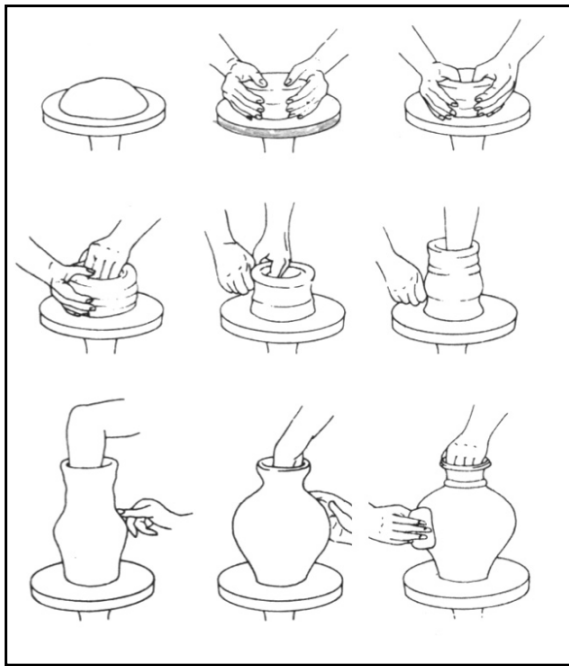
Die Aufgaben eines Töpfers umfassten ein weites Spektrum – von harter körperlicher Arbeit über die Aufbereitung des Tons bis hin zur künstlerischen Gestaltung der Gefäße.

Am Anfang stand die Beschaffung des Rohmaterials. Ton ist ein Verwitterungsprodukt der Erde, das durch Regen- und Quellwasser in tiefere Erdschichten transportiert wird und sich dort zu Tonlagern absetzt. Je nach Herkunft unterschieden sich Farbe und Beschaffenheit des Tons. Nach dem Abbau musste der Ton sorgfältig gereinigt und je nach Bedarf mit Zuschlagstoffen vermischt werden. Erst nachdem alle Fremdkörper entfernt waren und der Ton die richtige Konsistenz erreicht hatte, konnte er weiterverarbeitet werden.

Arbeiten an der Töpferscheibe

Nach dem Kneten des Tons – häufig mit den Füßen – wurde er auf der Töpferscheibe zentriert. Die Töpferscheibe ist in Griechenland seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. nachgewiesen.

Zunächst entstand der Gefäßkörper. Große Gefäße wurden aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Füße, Henkel und andere Anbauteile formte der Töpfer separat und befestigte sie anschließend mit dünn angerührtem Ton. Das fertige Gefäß wurde mit einer Drahtschnur von der Drehscheibe gelöst und anschließend zum Trocknen beiseitegestellt.



Sobald der Ton den sogenannten lederharten Zustand erreicht hatte – also nicht mehr verformbar, aber noch leicht feucht war –, wurden überschüssige Tonreste entfernt sowie Füße und Mündungen sorgfältig nachgearbeitet

Abb. 1) Illustration des Töpfervorgangs auf der Drehscheibe (Zeichnung: C. Conci; M. Franzoi, aus: F. Marzatuco – F. Nicolas, A Scuola con l'archeologia. I Reti (2010)).

Bemalung und Verzierung

Die Bemalung erfolgte vor dem Brennen am lederharten Gefäß. Zunächst trug der Maler einen feinen Tonschlicker (Glanzton) auf. Die Figuren wurden anschließend mit Pinseln freihändig ausgeführt: zuerst die Umrisse, danach die Binnenzeichnung und schließlich die ausgefüllten Flächen. Vorzeichnungen konnten zuvor mit einem spitzen Werkzeug eingeritzt werden.

Der Brennvorgang

Der Brand war der technisch anspruchsvollste Teil der Herstellung. Die Brennöfen wurden von den Töpfern selbst errichtet und waren so konstruiert, dass sich Temperatur und Luftzufuhr gezielt regulieren ließen.

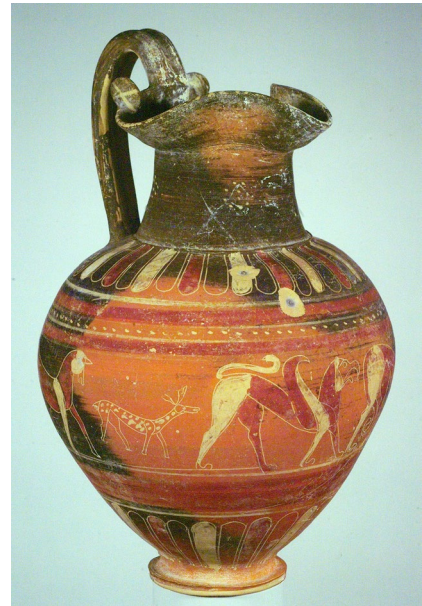
Für figürlich bemalte Keramik waren Temperaturen von bis zu etwa 900 °C erforderlich. Dabei kam die sogenannte **Drei-Phasen-Technik** (Reduktionsbrand) zum Einsatz:

- **Erste Phase:** Das Gefäß wurde bei ausreichender Sauerstoffzufuhr gebrannt und färbte sich rot.
- **Zweite Phase:** Durch Sauerstoffentzug und starke Rauchentwicklung entstand eine reduzierende Atmosphäre, wodurch sich die mit Glanzton überzogenen Bereiche schwarz verfärbten.
- **Dritte Phase:** Nach erneuter Sauerstoffzufuhr wurden die unbemalten Tonflächen wieder rot, während die Glanztonflächen dauerhaft schwarz blieben.

So entstanden die charakteristischen Farbkontraste der griechischen Keramik.

Im Brennprozeß kam es zu Fehlbränden: Gefäße klebten aneinander, verformten oder verfärbten sich, gerade im Bereich der Offenwand. Defektes wurde entsorgt, benutzbares wurde trotz der Mängel verkauft.

Abb. 2) Fehlbrand einer etrusko-korinthische Kanne aus Veii (Italien), 600-550 v. Chr., New York, The Met, Inv. 25.78.106, nach R. D. De Puma, *Etruscan Art in the Metropolitan Museum of Art* (2013) 116, Abb. 4.96.



Die Werkstätten

Die Werkstätten waren unterschiedlich organisiert. Manche Töpfer arbeiteten als Wandertöpfer mit wenigen Werkzeugen, einer tragbaren Drehscheibe und einfachen Feuerstellen. Andere produzierten in festen Werkstätten mit Höfen, Trocknungsflächen, Brennöfen, Wasserbecken und Lagerräumen.

In Kerameikos, dem Töpferviertel von Athen, sowie in der benachbarten Agora befanden sich zahlreiche Werkstätten. In Korinth ist zusätzlich die Herstellung von Dachziegeln nachgewiesen. Vieles spricht dafür, daß viele Töpfereien als Familienbetriebe geführt wurden.

Das Ansehen der Töpfer

Die gesellschaftliche Stellung der Töpfer und Maler hing von der Art ihrer Erzeugnisse und vom jeweiligen Ort ab. Hersteller besonders hochwertiger, kunstvoll bemalter Gefäße genossen ein höheres Ansehen als Töpfer, die einfache Gebrauchsware produzierten.

Nach den Berichten des Herodot unterschieden sich die Wertvorstellungen zudem regional: In Korinth genossen Handwerker ein höheres Ansehen als in Athen, während sie in Sparta meist geringgeschätzt wurden. Ton war jedoch ein preiswerter Rohstoff. Selbst aufwendig hergestellte Keramik ließ sich deshalb oft nur mit begrenztem Gewinn verkaufen.

Fazit

Hinter jedem antiken Gefäß stehen handwerkliches Können, langjährige Erfahrung und zahlreiche sorgfältig aufeinander abgestimmte Arbeitsschritte. Die erhaltenen Gefäße sind daher nicht nur archäologische Funde, sondern zugleich Zeugnisse eines anspruchsvollen Handwerks, das den Alltag der Menschen in der Antike entscheidend prägte.

Literatur

J. Boardman, *Schwarzfigurige Vasen aus Athen. Ein Handbuch* (Mainz 1994).

J. Boardman, *Rotfigurige Vasen aus Athen. Die archaische Zeit* (Mainz 1991).

A. Burford, *Craftsmen in Greek and Roman Society* (London 1972).

Th. Mannack, *Griechische Vasen. Eine Einführung* (Oxford 2002).

J. V. Noble, *Die Technik der attischen Vasenmalerei* (Mainz 1988).

I. Scheibler, *Griechische Töpferkunst. Herstellung, Handel und Gebrauch der antiken Tongefäße* (München 1995).

W. Letzner, *Gebrannte Erde. Antike Keramik – Herstellung, Formen und Verwendung* (Mainz 2015).

Stimmen der Gegenwart

Antikes Handwerk im Spiegel moderner Keramik – Im Gespräch mit den Keramikerinnen Marion Hilgart und Maria Emslander-Haugg

Toni Nemeth

Die Herstellung antiker Keramik erforderte viel Erfahrung, handwerkliches Geschick und körperliche Arbeit. Doch wie sieht das Töpferhandwerk heute aus? Welche Techniken haben sich bis heute erhalten, und was hat sich verändert? Darüber sprachen wir mit den Keramikerinnen **Marion Hilgart** und **Maria Emslander-Haugg**, den Inhaberinnen von **mema-Keramik** in Eichstätt.

Sie stellen vor allem Gebrauchskeramik wie Tassen, Teller und Schalen her, fertigen aber auch individuelle Sonderanfertigungen, beispielsweise personalisiertes Geschirr oder Türschilder. Zu ihren täglichen Arbeiten gehören das Drehen an der Töpferscheibe, das Glasieren und der anschließende Brand der Gefäße.

Beide absolvierten die dreijährige Ausbildung zur Drehkeramikerin und legten die Gesellenprüfung ab. Eine Meisterprüfung ist heute nicht mehr zwingend erforderlich; unter bestimmten Voraussetzungen kann auch langjährige Berufserfahrung den Zugang zur Selbstständigkeit ermöglichen.

Welche Fähigkeiten sind für den Beruf besonders wichtig?

„Das Drehen an der Töpferscheibe lernt man nur durch jahrelange Übung“, erklärt Marion Hilgart. Selbst nach einer längeren Pause müsse man sich die Bewegungsabläufe erst wieder aneignen. Das Drehen gleiche in dieser Hinsicht dem Erlernen einer Sportart.

Auch die Glasurtechnik beruhe zwar auf Rezepturen und festen Mischungsverhältnissen, dennoch spiele Erfahrung eine große Rolle. Da jeder Brennofen anders reagiere, könnten Luftdruck, Luftfeuchtigkeit oder Temperatur kleine Unterschiede im Ergebnis verursachen. Deshalb müsse häufig spontan entschieden werden, ob ein Gefäß weiterbearbeitet werden könne oder ob man besser noch einmal von vorne beginne.

Ein körperlich anspruchsvoller Beruf

Das Keramikhandwerk ist auch heute körperlich fordernd. Schwere Tonmassen müssen geknetet und bewegt werden, zugleich erfordert das Arbeiten an der Drehscheibe eine gute Körperhaltung. Andernfalls können Rückenbeschwerden oder Bandscheibenprobleme entstehen.

Auch Staub stellt eine gesundheitliche Belastung dar und macht sorgfältiges Arbeiten notwendig. Rohe Glasuren enthalten zudem teilweise Schwermetalle. Nach dem Brennen sind diese jedoch fest gebunden und gesundheitlich unbedenklich. Während des Glasierens gelten dennoch entsprechende Vorsichtsmaßnahmen.

Werkzeuge und Arbeitsabläufe

Viele Arbeitsschritte erinnern an die antike Keramikherstellung. So werden die Gefäße – wie bereits in der Antike – im lederharten Zustand weiterbearbeitet und mit speziellen Abdreheisen nachgearbeitet. Zum Werkzeug gehören außerdem Schwämme, Modellierwerkzeuge, Stichmaß und Drehschienen.

Stichwort Kundenzufriedenheit

Individuelle Wünsche erfordern eine enge Abstimmung mit den KundInnen. Darüber hinaus entstehen immer wieder gemeinsame Projekte mit anderen Handwerkern, etwa mit Schmieden oder Drechslern.

Was hat sich seit der Antike verändert?

Viele grundlegende Techniken haben sich über mehr als zweitausend Jahre kaum verändert. Bereits die antiken Töpfer arbeiteten mit der Drehscheibe. Der wichtigste Unterschied liegt heute im Antrieb: Während die Scheibe in der Antike mit dem Fuß bewegt wurde, übernimmt diese Aufgabe heute ein Elektromotor. Auch die Brenntemperaturen unterscheiden sich kaum von denen der Antike.

Gleichzeitig erleben alte Techniken eine Renaissance. Verfahren wie Holzbrand oder Feldbrand werden wieder aufgegriffen und mit modernen Gestaltungsideen verbunden.

Besonders beeindruckt zeigt sich Marion Hilgart vom Können der Hobby-TöpferInnen. Wie Archäologinnen und Archäologen an den Arbeitsspuren antiker Gefäße die Herstellungsweise erkennen können, lassen sich auch heute an einem Gefäß noch die Handschrift einer erfahrenen Keramikerin ablesen – etwa an feinen Fingerrillen oder den Spuren des Abdrehens.

Ich danke Marion Hilgart und Maria Emslander-Haugg für das Interview.

Der Vergleich zeigt, daß sich Werkzeuge und Arbeitsbedingungen weiterentwickelt haben, die grundlegenden Techniken und das handwerkliche Erfahrungswissen jedoch bis heute erhalten geblieben sind. Gerade darin wird die enge Verbindung zwischen antikem und modernem Töpferhandwerk sichtbar.

DER MÜLLER – VOM KORN ZUM MEHL

Jakob Nürnberger

Kaum ein Lebensmittel war für die Menschen der Antike so wichtig wie Getreide. Brot und Getreidebrei bildeten für die meisten Menschen die tägliche Grundlage der Ernährung. Doch bevor aus den geernteten Körnern eine Mahlzeit werden konnte, waren zahlreiche Arbeitsschritte notwendig – und schließlich ein eigener Beruf: der Müller.

Vom Korn zum Brei

Nach der Ernte mußten zunächst Stroh, Spelzen und Unkrautsamen vom Getreide getrennt werden. Dies geschah durch Dreschen, Worfeln und Sieben. Erst danach erhielt man das saubere Korn.

Das einfachste und am weitesten verbreitete Getreidegericht war über Jahrtausende der Getreidebrei. Die Körner wurden zuvor in einem Mörser oder einer kleinen Handmühle grob zerkleinert und anschließend in Wasser, Milch oder einer anderen Flüssigkeit gekocht. In der griechischen Welt bestand dieser Brei meist aus Gerste, im Römischen Reich zunächst aus Emmer und später zunehmend aus Weizen. In den nördlichen Provinzen wurden außerdem Dinkel und Roggen verwendet. Getreidebrei blieb bis weit in die Neuzeit eines der wichtigsten Grundnahrungsmittel Europas.

Brot braucht Mehl

Brot galt in der Antike als besonders wertvolles Lebensmittel. Seine Herstellung war jedoch deutlich aufwendiger als die eines Breis. Das Getreide mußte nicht nur grob geschrotet, sondern zu feinem Mehl vermahlen werden. Erst dadurch entstand ein elastischer Teig, der gebacken werden konnte.

Bis etwa zum 3. Jh. v. Chr. gehörte das Mahlen des Getreides überwiegend zu den Aufgaben der *familia*, der römischen Hausgemeinschaft. Diese umfaßte nicht nur Eltern und Kinder, sondern auch Sklaven und weitere Angehörige des Haushalts. Das Mahlen war körperlich anstrengend und wurde meist von Frauen und Haussklaven übernommen. In kleineren bäuerlichen Haushalten dürften jedoch alle Familienmitglieder an dieser täglichen Arbeit beteiligt gewesen sein.

Mit einer einfachen Handmühle ließ sich je nach Mahlgut und Erfahrung nur etwa ein bis zwei Kilogramm Mehl pro Stunde herstellen.

Der Müller wird zum Handwerker

Die größeren pompejanischen Mühlen konnten dagegen – angetrieben von Eseln oder Sklaven – ein Vielfaches dieser Menge produzieren und waren deshalb für die Versorgung der wachsenden Städte unverzichtbar. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. entstanden in Rom zunehmend gewerbliche Mühlen. Antike Autoren wie Plinius der Ältere berichten bereits selbstverständlich über verschiedene Mehlsorten, Mühlen und die Verarbeitung des Getreides, was die wirtschaftliche Bedeutung des Müllerhandwerks erkennen läßt.

Viele dieser Betriebe vereinten mehrere Arbeitsschritte unter einem Dach. Das Getreide wurde nicht nur gemahlen, sondern das Mehl unmittelbar zu Brot verarbeitet. Darauf weist

sogar die lateinische Berufsbezeichnung *pistor* hin. Ursprünglich bezeichnete das Wort denjenigen, der Getreide zerstieß oder mahlte; erst später wurde daraus die allgemeine Bezeichnung für den Bäcker.

Das Getreide wurde dabei häufig mit dem *Modius*, dem gebräuchlichen römischen Hohlmaß für Getreide, abgemessen wie in dieser Ausstellung gezeigt. Ein *Modius* fasste etwa 8,7 Liter und diente im Handel ebenso wie bei der Erhebung von Steuern oder der Ausgabe von Getreiderationen als standardisiertes Maß.



Abb 1) Fries vom Grabmal des Bäckers Eurysaces in Rom: die beiden obersten Reliefe sind von rechts nach links zu lesen, die untere von links nach rechts, aus H. Kloft, Alltag in der Antike, AW 34, 2003, 457, Abb. 10.

Die größeren Mühlen gehörten meist wohlhabenden Privatpersonen oder Unternehmern. Manche arbeiteten im Auftrag der Stadtverwaltung oder des Staates und versorgten die Bevölkerung mit Brot. In den Betrieben arbeiteten Sklaven, Freigelassene und bezahlte Arbeitskräfte Seite an Seite. Anders als viele Handwerke des Mittelalters waren die Müller in der Antike jedoch nicht in Zünften organisiert. Ihre Werkstätten waren vielmehr privat geführte Unternehmen, deren Größe vom kleinen Familienbetrieb bis zu großen Mühlen mit zahlreichen Beschäftigten reichen konnte.

Mit dem steigenden Bedarf der wachsenden Städte entwickelten sich einige Mühlen zu wirtschaftlich erfolgreichen Unternehmen. Ihre Besitzer konnten beträchtlichen Wohlstand erwerben und gesellschaftliches Ansehen gewinnen.

Stolz auf das Handwerk

Daß erfolgreiche Müller und Bäcker zu den wohlhabenden Unternehmern ihrer Zeit gehören konnten, zeigt das Grabmal des Marcus Vergilius Eurysaces, das bis heute an der Porta Maggiore in Rom erhalten ist.

Der wohlhabende Unternehmer ließ seinen Grabbau mit einem umlaufenden Relief schmücken, das seinen gesamten Arbeitsalltag zeigt. Zu sehen sind die Anlieferung, die Kontrolle und das Wiegen des Getreides, das Mahlen in von Eseln angetriebenen Mühlen, das Sieben des Mehls, das Kneten des Teigs, das Formen der Brotlaibe sowie das Backen und Verteilen des Brotes. Wahrscheinlich ist nur ein Teil dieses Bildprogramms erhalten, da mindestens eine Seite des Grabmals verlorengegangen ist.

Die Darstellungen vermitteln einen einzigartigen Einblick in das Müller- und Bäckerhandwerk der römischen Kaiserzeit und können heute als Abguß im LIMESEUM in Ruffenhofen betrachtet werden.

Fein oder grob?

Die Römer unterschieden verschiedene Mehlsqualitäten. Neben grobem Vollkornmehl gab es mehrere Güteklassen besonders feinen Weizenmehls, das nur in spezialisierten Mühlen hergestellt werden konnte. Je feiner das Mehl, desto aufwendiger war seine Herstellung – und entsprechend höher sein Preis.

Feines Weißbrot galt deshalb als Zeichen von Wohlstand, während gröberes Brot vor allem im Alltag der einfachen Bevölkerung gegessen wurde.

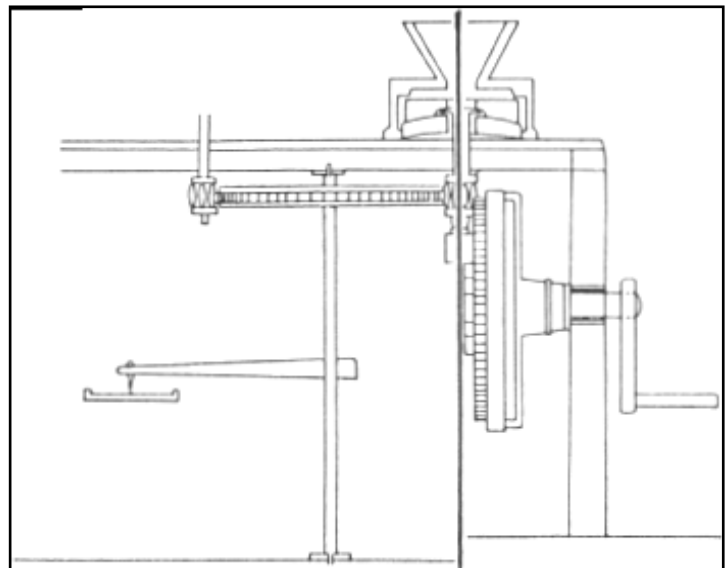
Die Werkzeuge des Müllers

Von den antiken Müllern sind nicht nur bildliche Darstellungen erhalten geblieben, sondern auch ihre wichtigsten Arbeitsgeräte: die Mühlsteine.

Man unterscheidet zwei grundlegende Typen. Kleine Handmühlen wurden von Hand betrieben, fanden sich in fast jedem Haushalt und wurden vom Militär mitgeführt.

Größere sogenannte pompejanische Mühlen – wegen ihrer Form auch Stundenglasmühlen genannt – bestanden aus schweren Lavasteinen und wurden meist von Eseln oder Sklaven angetrieben. Als Segmentmühlen gab es sie auch als transportable Variante.

M. Junkelmann, *Panis Militaris*, (1997) S. 124 Abb. 65: Darstellungen zweier verschiedener spätantiker Mühlensysteme. Linke Seite: eine Göpelmühle, in die ein Esel eingespannt werden konnte. Rechte Seite: ein senkrechtes Schwungrad, welches auch durch ein Wasserrad angetrieben werden konnte.



Seit der späten Kaiserzeit wurden Mühlsteine zunehmend durch Wasserkraft bewegt. Über Zahnräder und Getriebe ließ sich die Energie fließender Gewässer auf die Mühle übertragen. Mit dieser technischen Neuerung begann eine Entwicklung, die das Müllerhandwerk über viele Jahrhunderte prägen sollte.

Ein besonders eindrucksvoller Beleg für die Leistungsfähigkeit antiker Mühlen stammt aus der Region Ingolstadt. 1999 wurde bei Etting die wassertechnische Anlage einer römischen Getreidemühle entdeckt. Das rund 14 Meter lange hölzerne Wasserbecken dieser Mühle ist heute im Stadtmuseum Ingolstadt erhalten und zählt zu den bedeutendsten Zeugnissen antiker Wassermühlentechnik in Mitteleuropa.



Abb. 3 Etting, römische Wassermühle, Villa rustica, 2. Jh. Rekonstruktion 3DLink und Stadtmuseum Ingolstadt

Literatur

R. I. Curtis, *Ancient Food Technology* (Leiden/Boston 2001).

M. Junkelmann, *Panis Militaris. Die Ernährung des römischen Soldaten oder der Grundstoff der Macht* (Mainz 1997).

C.-M. Hüssen – A. Wegner-Hüssen, Ingolstadt Etting. Römisches Landgut, frühmittelalterliche Siedlung und Adelsgräber, in: E. Aichner (Hrsg.), *Ingolstadt und der oberbayerische Donaauraum* (Stuttgart 2003) 125-130.

L. A. Moritz, *Grain-Mills and Flour in Classical Antiquity* (Oxford 1958).

A. Ney, *Wasser-, Windräder und -mühlen in Europa in Antike, Spätantike und Mittelalter. Nach archäologischen, bildlichen und schriftlichen Quellen* (Norderstedt 2022).

Ö. Wikander (Hrsg.), *Handbook of Ancient Water Technology* (Leiden/Boston 2000).

Antike Literatur

Marcus Porcius Cato, *De agricultura* (zu Handmühlen).

Plinius der Ältere 18, 1, 1 (Mehlqualitäten, Getreideverarbeitung und Mühlen).

Vitruvius, *De architectura* 10,5 (Beschreibung einer Wassermühle)

Stimmen der Gegenwart

Die Hainmühle im Gespräch

Jakob Nürnberger

Für diese Ausstellung sprach Jakob Nürnberger mit Andrea Biehler, Geschäftsführerin der Hainmühle in Morsbach (Markt Titting, Landkreis Eichstätt). Die Mühle liegt am Esselbergbach und wird seit 1892 als Familienbetrieb geführt. Die Hainmühle entstand als Wassermühle am Esselbergbach. Heute erfolgt das Mahlen jedoch mit moderner Mühlentechnik, während das Wasser nur noch eine untergeordnete Rolle spielt.

Vom Korn zum Mehl

Die grundlegenden Arbeitsschritte haben sich seit der Antike kaum verändert. Noch immer wird das angelieferte Getreide angenommen, gereinigt, gemahlen, gesiebt und anschließend auf seine Qualität überprüft. Lediglich die Technik hat sich grundlegend gewandelt.

„Zuerst einmal das Annehmen des Getreides in dem Sinne, die Rohstoffbesorgung und dann die Verarbeitung zu den verschiedenen Mehlen, also das Vermahlen, der Mahlprozess im Allgemeinen. Und da geht es dann viel um Kontrollieren, Sortieren, Überprüfen.“

Auch die Getreidesorten sind erstaunlich vertraut. Wie schon in der Antike gehören Weizen, Roggen und Dinkel zu den wichtigsten Getreiden. Daneben werden zunehmend auch alte Kulturpflanzen verarbeitet, die heute wieder stärker nachgefragt werden: „Wir sind seit über zehn Jahren Bio-zertifiziert. Und im Bio-Bereich kommen dann auch Einkorn, Emmer, Waldstaudenroggen, so ganz alte Getreidesorten.“

Regionalität statt Massenproduktion

Ein wesentlicher Unterschied zu großen Industriemühlen liegt in der engen Zusammenarbeit mit den Menschen der Region. Die Hainmühle verarbeitet ausschließlich Getreide aus der Umgebung. Auch die Bäckereien und Privatkunden stammen überwiegend aus der Region und arbeiten oft bereits seit Generationen mit dem Familienbetrieb zusammen.

Im Mittelpunkt stehen dabei nicht möglichst große Produktionsmengen, sondern die Wertschätzung des Rohstoffes und die enge Verbindung zwischen Landwirtschaft, Mühle und Bäckerei.

Ein Handwerk mit Erfahrung

Obwohl moderne Maschinen heute einen großen Teil der körperlichen Arbeit übernehmen, bleibt das Müllern ein anspruchsvoller Handwerksberuf. Die Hainmühle beschäftigt einen ausgebildeten Müllermeister, der sein Handwerk an einer der beiden deutschen Müllerschulen erlernt hat.

Wie schon vor zweitausend Jahren spielt dabei die Erfahrung eine entscheidende Rolle. Wer lange in einer Mühle arbeitet, entwickelt ein Gespür dafür, ob die Maschinen richtig eingestellt sind und die Qualität des Mehls stimmt. Körperliche Belastbarkeit gehört ebenfalls weiterhin zum Beruf, denn Mehlsäcke müssen bewegt werden, in einer Mühle werden täglich viele Treppen zurückgelegt, und auch Wärme und Staub gehören zum Arbeitsalltag.

Moderne Technik – gleiche Aufgabe

Die größte Veränderung gegenüber der Antike betrifft die Technik. Während damals Mühlsteine das Korn zerkleinerten, übernehmen diese Aufgabe heute Walzenstühle, in denen das Getreide zwischen geriffelten Stahlwalzen schrittweise vermahlen wird. Anschließend trennt ein Plansichter (auch Plansieb genannt) die verschiedenen Mehltypen nach ihrer Feinheit.

Die moderne Technik erleichtert die Arbeit erheblich und sorgt für eine gleichbleibend hohe Qualität. Der eigentliche Arbeitsablauf ist jedoch derselbe geblieben: Aus gereinigtem Getreide entsteht durch Mahlen und Sieben hochwertiges Mehl.

Alte Sorten neu entdeckt

Bemerkenswert ist, daß sich manche Entwicklungen der Gegenwart wieder der Antike annähern. Alte Getreidesorten wie Emmer und Einkorn, die bereits vor über zweitausend Jahren angebaut wurden, erleben heute eine Renaissance. Immer mehr Menschen schätzen ihre besonderen Eigenschaften und ihren ursprünglichen Geschmack.

Ich danke Frau Biehler für das Interview.

Fazit

Der Vergleich mit dem antiken Müller zeigt eindrucksvoll, wie beständig dieses Handwerk ist. Zwar haben moderne Maschinen die körperlich schwere Arbeit erheblich erleichtert, doch die eigentliche Aufgabe ist unverändert geblieben: Aus regionalem Getreide hochwertiges Mehl herzustellen. Erfahrung, handwerkliches Können und ein sorgfältiger Umgang mit dem Rohstoff bilden damals wie heute die Grundlage des Müllerberufs.

ANTIKE TUCHMACHER - EIN BEDEUTENDES HANDWERK

Valentina Scheutzel

Die Herstellung von Textilien gehörte zu den wichtigsten Gewerben der Antike. Für die frühe griechische Zeit läßt sich eine gewerbliche Produktion allerdings nur schwer nachweisen, da Stoffe überwiegend in Heimarbeit entstanden sein dürften. Erst später treten größere Werkstätten deutlicher hervor, etwa in Pompeji oder im spätrepublikanischen Rom.

In Rom zählt das Textilgewerbe zu den ältesten nachweisbaren Handwerken. Bereits im 7. oder 8. vorchristlichen Jahrhundert entstand der Berufsverband der *tinctorum* (Färber), einer der frühesten bekannten Handwerkervereine.

Rohstoffe für die Textilherstellung

Der wichtigste Rohstoff war Schafwolle. Daneben wurden auch Leinen verarbeitet, das unter anderem aus Tarsos und Alexandria stammte. Hochwertige Seide gelangte über Handelswege aus Berytos, Tyros oder sogar aus China in das Römische Reich.

Eine besondere Kostbarkeit war Byssus, eine Faser aus den Hauffäden der Steckmuschel. Das Material besaß einen natürlichen goldenen Schimmer und konnte nicht gefärbt werden. Für ein Kilogramm Byssus waren die Fasern von etwa viertausend Muscheln erforderlich, weshalb dieser Stoff außerordentlich wertvoll war.

Von der Wolle zum Faden

Die Schafwolle wurde entweder mit Metallscheren geschoren oder von Hand ausgerupft. Durch gezielte Züchtung verbesserte sich die Qualität der Schafwolle im Laufe der Zeit erheblich. Nach der Schur kämmte man das Vlies sorgfältig aus und reinigte es mit Seifenkraut.

Häufig wurde die Wolle bereits vor dem Spinnen gefärbt. Dazu legte man das Vlies in große Holzwannen mit heißem Wasser und bewegte es mit Holzstangen. Daneben waren auch Kaltfärbeverfahren mit verschiedenen Salzen und Metalloxiden bekannt. Das Ansehen der Färber war meist gering; eine Ausnahme bildeten die *purpurarii*, die entweder als Purpurfärber oder als Händler mit kostbarem Purpur angesehen wurden.

Leinen entstand aus Flachs. Nach der Ernte wurde dieser getrocknet und anschließend einem als Röste oder Rotte bezeichneten Verfahren unterzogen. Durch Wässern und Dörren ließen sich schließlich die verwertbaren Fasern aus den Halmen lösen.

Spinnen und Weben

Am Beginn jeder Textilherstellung stand das Spinnen. Diese Tätigkeit galt als klassische Frauenarbeit; entsprechend ist nur die weibliche Berufsbezeichnung *quasillaria* (Spinnerin) überliefert.

Mit Hilfe einer Handspindel wurden die Fasern zu Garn versponnen. Der stabförmige Schaft war meist aus Holz oder Bein; der Wirtel mußte genug Eigengewicht haben, damit sich die Spindel von selbst weiterdreht, nachdem sie in Schwung gesetzt wurde. Das fertig gedrehte Garn ist zuletzt auf dem Spindelschaft aufgewickelt.

Spinnwirtel treten im archäologischen Fundgut oft als Beigabe im Grab oder als Weihgeschenk im Heiligtum auf, aber sie werden auch im Siedlungskontext, in Häusern und Höfen, gefunden.

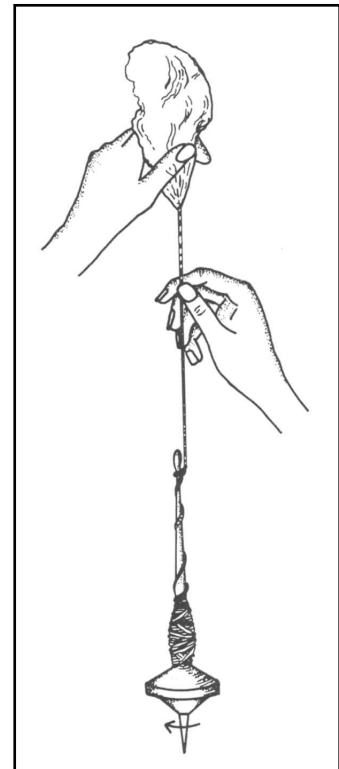


Abb. 1-2 Spinnwirtel aus dem Areal des Kastells und Vicus' Gnotzheim am Obergermanisch-rätischen Limes (Limesmuseum Ruffenhofen) und Rekonstruktionszeichnung einer Spindelbenutzung

Aus den fertigen Fäden wurde anschließend Stoff gewebt. Zunächst verwendete man überwiegend aufrechte Webstühle mit Gewichten; später setzten sich horizontale Webstühle durch. Das Gewebe wurde zunächst locker gearbeitet, da es anschließend noch verdichtet werden mußte.

Für Weber sind im Griechischen die Berufsbezeichnung *gerdia* sowie im Lateinischen *textor* und *textrix* überliefert. Seit der späten römischen Republik entstanden größere Webereien, in denen vielfach Sklaven arbeiteten.

Walken, Nähen und Ausbessern

Nach dem Weben wurde Wollstoff von den *fullones* (Walkern) weiterverarbeitet. Sie rieben das Gewebe zunächst mit Walkerde ein und bearbeiteten es anschließend in einer Mischung aus Wasser und Urin. Dieses Verfahren verdichtete die Fasern und machte den Stoff widerstandsfähiger.

Danach wurde das Tuch in heißem Wasser mit Seifenkraut ausgewaschen, zum Trocknen aufgehängt und mehrfach aufgeraut. Abschließend schnitt man überstehende Fasern mit großen Bügelscheren ab, um eine gleichmäßige Oberfläche zu erzielen.

Erst danach konnte aus dem Stoff Kleidung gefertigt werden. Schneider hießen *vestifici* beziehungsweise *vestificae*. Innerhalb des Gewerbes gab es zahlreiche Spezialisierungen. So sind beispielsweise eine *aurinetrix*, die vermutlich mit Goldfäden arbeitete, und eine *aurivestrix*, die Goldstickereien ausführte, jeweils einmal belegt.

Auch die Ausbesserung von Kleidung gehörte zum Textilgewerbe. Im Griechischen ist die *hepētria* als Flickschneiderin bezeugt. Aus Rom sind die *sarcinatrices* bekannt, wahrscheinlich weibliche Sklavinnen, die beschädigte Kleidung reparierten.



Abb. 3 Pompeji, Wandmalerei aus der Fullonica (Walkerei) des Veranius Hypsaeus mit der Stoffbearbeitung (Kämmen) und Trockenspanngestell, 1. Jh. n. Chr., aus R. Seaford, Pompeii (London 1978) 7, Abb. O.

Ausbildung und Organisation

Das Textilgewerbe erforderte Fachkenntnisse, die erlernt werden mußten. Aus Ägypten ist ein Lehrvertrag für eine Weberausbildung erhalten. Solche Verträge wurden auch für Sklaven abgeschlossen, die für die Dauer ihrer Ausbildung an Werkstätten verliehen wurden.

Frauen im Textilgewerbe

Obwohl die Textilherstellung traditionell als Frauenarbeit galt, betonen antike Quellen meist ihre Rolle im häuslichen Bereich und weniger ihre Tätigkeit als Gewerbetreibende. Dennoch belegen Grabreliefs und Inschriften, daß Frauen auch beruflich in der Textilproduktion tätig waren.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist die Grabstele der Trosia Hilaria aus Aquileia. Sie bezeichnet sich als *lanifica circulatrix*, also als Spinnerin, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt verkaufte. Wahrscheinlich war sie eine wohlhabende Freigelassene, die sogar eigene Sklaven beschäftigte. Ihr Grabmal zeigt, daß Frauen im Textilgewerbe durchaus selbständig wirtschaften und erfolgreich sein konnten.

Fazit

Die antike Textilherstellung umfaßte zahlreiche spezialisierte Arbeitsschritte und Berufe – vom Spinnen über das Färben bis zum Nähen. Trotz der traditionellen Zuordnung zur Frauenarbeit entwickelte sich daraus ein bedeutendes Gewerbe, in dem sowohl Männer als auch Frauen tätig waren und das einen wichtigen Wirtschaftszweig der antiken Welt bildete.

Literatur

J. Lockau, Steindenkmäler der römischen Kaiserzeit in der Germania superior mit Hinweisen auf einen Beruf (Aachen 2017).

L. L. Lovén, Women, Trade, and Production in Urban Centres of Roman Italy, in: M. Flohr – A. Wilson (Hrsg.), Urban Craftsmen and Traders in the Roman World (Oxford 2016).

J. Meyenburg, Berufsbezeichnungen von Frauen in kaiserzeitlichen Papyri, in: K. Droß-Krüpe (Hrsg.), Textile Trade und Distribution in Antiquity (Latomus 2016).

G. Zimmer, Römische Berufsdarstellungen (Berlin 1982).

Stimmen der Gegenwart

Maß- und Änderungsschneiderin als Beruf - Interview mit Silke Uhlendorf

Valentina Scheutzel

Silke Uhlendorf arbeitet seit fünfzehn Jahren als selbstständige Maß- und Änderungsschneiderin in ihrem Geschäft in der Ostenstraße 9 in Eichstätt. Im Gespräch wurde deutlich, wie sich das Schneiderhandwerk in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat und welche Tätigkeiten heute den Berufsalltag bestimmen.

Berufsalltag zwischen Maßarbeit und Änderungen

Den Schwerpunkt ihrer Arbeit bilden inzwischen Änderungen und Reparaturen von Kleidung. Maßanfertigungen spielen nur noch eine untergeordnete Rolle. Sie erinnert sich jedoch an die Anfänge ihrer Selbstständigkeit: „Früher waren es mehr Maßanfertigungen. Ich habe meistens die ersten Jahre nur mit Komplettnähen überlebt.“ Heute habe sich das Verhältnis nahezu umgekehrt, da es immer weniger Änderungsschneidereien gebe. Gleichzeitig sei die Nachfrage groß und folge einem regelmäßigen Jahresrhythmus: „Jetzt kommen wieder Abschlußbälle, das ist genau die Saison dafür. Danach geht die Volksfestzeit los. Man weiß genau, was einen erwartet. Man ist immer beschäftigt.“

Ihre Ausbildung absolvierte sie noch als Damenschneiderin, ein eigenständiger Ausbildungsberuf, der inzwischen im Beruf der Schneiderin bzw. des Schneiders aufgegangen ist. Der Unterricht fand im Blocksystem statt: Berufsschule in Rosenheim wechselte sich mit längeren Praxisphasen im Ausbildungsbetrieb ab.

Als wichtigste Voraussetzung für ihren Beruf nennt sie handwerkliches Geschick und Talent. Überraschenderweise empfindet sie nicht das Nähen selbst als größte Herausforderung, sondern den Umgang mit den Kunden. Gleichzeitig hebt sie den Wert langjähriger Kundenbeziehungen hervor. Viele ihrer Kundinnen und Kunden kommen seit Jahren oder sogar Jahrzehnten zu ihr. „Da weiß ich auch, was sie haben wollen, und wenn ich es nähe, weiß ich, daß es ihnen gefällt.“

Entgegen der landläufigen Vorstellung sind Änderungen häufig aufwendiger als eine vollständige Neuanfertigung. Während bei einem neuen Kleidungsstück jeder Arbeitsschritt geplant werden kann, erfordern Änderungen zunächst das sorgfältige Auftrennen bestehender Nähte, bevor das Kleidungsstück angepaßt werden kann.

Die tägliche Arbeit erfolgt überwiegend im Sitzen und führt dadurch häufig zu Rückenbeschwerden. Zu den wichtigsten Werkzeugen gehören die Nähmaschine, das Handmaß zum exakten Vermessen sowie verschiedene Scheren für unterschiedliche Arbeitsschritte.

Handwerk versus industrielle Fertigung

Besonders kritisch beurteilt Silke Uhlendorf die Entwicklung der verwendeten Materialien. Nach ihrer Erfahrung hat die Qualität vieler Stoffe in den vergangenen Jahren deutlich nachgelassen:

„Früher war die Qualität der Stoffe besser. Jetzt werden die Stoffe immer dünner und sie halten nicht viel länger.“ Auch die industrielle Verarbeitung habe sich verändert. Während Kleidungsstücke früher zunächst zusammengenäht und anschließend versäubert wurden, erfolge heute vieles ausschließlich mit der Overlockmaschine. Dadurch werde Kleidung schneller produziert, sei jedoch häufig weniger langlebig.

Trotz moderner Maschinen bleibt Handarbeit in vielen Bereichen unverzichtbar. Unsichtbare Säume oder empfindliche Stoffe mit Perlenstickerei werden weiterhin von Hand verarbeitet. „Das Staffieren sieht mit der Hand bei mir besser aus als mit der Maschine.“ Gerade bei aufwendig verzierten Kleidungsstücken lasse sich maschinelles Arbeiten oft gar nicht einsetzen, ohne die Verzierungen zu beschädigen.

Traditionelle Techniken werden insbesondere bei der Herstellung von Trachten gepflegt. Gleichzeitig beobachtet die Schneiderin, daß sich Modetrends zyklisch wiederholen.

Antike und Gegenwart

Im Vergleich zur Antike sieht sie sowohl Kontinuitäten als auch deutliche Unterschiede. Die größte Veränderung liegt ihrer Ansicht nach in der industriellen Fertigung und der maschinellen Verarbeitung. Die größte Nähe erkennt sie dagegen dort, wo hochwertige Kleidung noch heute in sorgfältiger Handarbeit entsteht: „Außer man kauft Designersachen, bei denen jedes Teil extra genäht wird. Da wird noch alles von Hand gemacht – das ist noch die größte Nähe.“

Ich danke Frau Uhlendorf für das Gespräch und die offene Auskunft.

Fazit

Das Schneiderhandwerk verbindet bis heute traditionelles Können mit modernen Anforderungen. Während Maschinen viele Arbeitsschritte erleichtern, bleiben Erfahrung, handwerkliche Präzision und sorgfältige Handarbeit unersetzlich. Gerade in der Reparatur und Maßarbeit zeigt sich eine Kontinuität, die bis in die Antike zurückreicht und heute zugleich einen wichtigen Beitrag zu Nachhaltigkeit und Werterhalt leistet.

DER BERUF DES LEHRERS IN DER ANTIKE

Alfons Strewitzek

Bildung und Lehrerberuf

Bildung spielte bereits in der griechischen und römischen Antike eine bedeutende Rolle – und damit auch der Lehrerberuf. Obwohl sich das Bildungswesen in Griechenland und Rom in einigen Punkten unterschied, bestanden zahlreiche Gemeinsamkeiten. Lehrer waren ausschließlich Männer; unterrichtet wurden überwiegend Jungen, nur in seltenen Fällen auch Mädchen.

Der Unterricht beruhte vor allem auf Wiederholung und Auswendiglernen. Das Alphabet wurde etwa durch das Nachzeichnen der Buchstaben erlernt, während der Lehrer Texte bedeutender Autoren vortrug, die von den Schülern auswendig gelernt und rezitiert wurden. Schrift wurde erst im 6. Jahrhundert v. Chr. zu einem festen Bestandteil des Unterrichts.

Der Bildungsweg in Griechenland und Rom

Im griechischen Raum entwickelte sich eine Art gestufter Bildungsgang. Er begann beim *grammatistes*, der etwa einem heutigen Grundschullehrer entsprach. Daran schloß sich der Unterricht beim *grammatikos* an, in dem vor allem Dichtungen sowie Werke von Historikern und Rednern gelesen wurden. Die höchste Bildungsstufe bildete schließlich der Unterricht bei Rhetoren und Philosophen, wie sie etwa in den Schulen Platons oder Aristoteles' lehrten.

Die Römer übernahmen dieses System etwa im 2. Jahrhundert v. Chr. Der bereits früher nachweisbare Grundschullehrer wurde als *magister ludi* oder *litterator* bezeichnet. Ihm folgte der *grammaticus*, der dem griechischen *grammatikos* entsprach. Die für eine politische Laufbahn nahezu unverzichtbare Ausbildung in der Redekunst erfolgte beim *rhetor*. Alternativ konnte auch eine juristische Ausbildung beim *magister iuris* absolviert werden.

Während Musik und Sport im griechischen Bildungswesen wichtige Bestandteile waren und von eigens dafür zuständigen Lehrern vermittelt wurden, spielten diese Fächer im römischen Unterricht kaum eine Rolle.



Abb. 1: sog. „Schulschale“ des Vasenmalers Duris, ca. 480 v. Chr., mittig Lehrer mit Wachstafeln, Griffel und Schüler, links Musikunterricht; A. Backe-Dahmen, Die Welt der Kinder in der Antike (2008) 61, Abb. 27 b.

Unterricht und Bildungschancen

Die Lehrmethoden und Unterrichtsinhalte unterschieden sich zwischen Griechen und Römern nur wenig. Römische Schüler lernten allerdings neben der lateinischen auch die griechische Sprache und Schrift.

Da der Unterricht bezahlt werden mußte, blieb eine umfassende Bildung vielen Familien verschlossen. Manche konnten sich lediglich den Besuch des Grundschullehrers leisten. Vor allem die höheren Bildungsstufen standen überwiegend wohlhabenden Angehörigen der Oberschicht offen. Wer über ausreichende finanzielle Mittel verfügte, konnte darüber hinaus Privatunterricht bei Spezialisten verschiedener Fachgebiete erhalten.

Eine allgemeine Schulpflicht existierte nicht. Ebenso fehlte zunächst eine staatliche Organisation des Schulwesens. Erst in der römischen Kaiserzeit finden sich vereinzelt staatlich besoldete Lehrer oder kommunal verwaltete Schulen, doch blieben diese Ausnahmen. Der Lehrerberuf war daher nicht institutionalisiert wie heute. Begriffe wie „Unterrichtssystem“ oder „Bildungsprogramm“ bezeichnen deshalb eher typische Bildungswege als fest geregelte Strukturen.

Der Unterrichtsalltag

Unterricht fand meist im öffentlichen Raum statt. Die „Klassenzimmer“ waren häufig lediglich durch Bretterschläge oder Vorhänge von der Umgebung getrennt. Gelegentlich unterrichteten Lehrer auch in ihrem eigenen Haus. Wohlhabende Familien konnten sich Privatlehrer leisten, die ihre Schüler im Elternhaus unterrichteten.



Abb. 2: Grabrelief aus Neumagen mit Schulszene, 150-200 n.Chr., Schüler mit Schriftrollen und Wachstafel mit Tragegriff; R. Schindler, Führer durch das Landesmuseum Trier (1977) Abb. 141.

Lehrmaterialien

Archäologische Zeugnisse des Unterrichts sind vergleichsweise selten. Zum Schreiben dienten meist Wachstafeln aus vergänglichen Materialien, die nur selten erhalten geblieben sind. Zwar wurde auch Papyrus verwendet, doch konnte sich dieser nur unter günstigen klimatischen Bedingungen bis heute erhalten.

Relativ häufig werden hingegen Schreibgriffel gefunden, mit denen Buchstaben in die Wachsschicht eingeritzt wurden. Sie bestanden oft aus Metall. Lehrbücher im heutigen Sinne gab es nicht. Am ehesten entsprachen ihnen ein- oder mehrsprachige Abschriften literarischer Texte, aus denen Lehrer vorlasen. Solche Handschriften waren jedoch kostspielig und dürften nur wohlhabenden Lehrern oder Schülern zur Verfügung gestanden haben.

Wer konnte Lehrer werden?

Grundsätzlich konnte nahezu jeder den Lehrerberuf ergreifen. Ob jemand Erfolg hatte, hing jedoch davon ab, ob er genügend Schüler gewann. Wer als ungeeignet galt, mußte sich bald eine andere Erwerbsquelle suchen.

Der Markt war erstaunlich konkurrenzreich. Weniger qualifizierte Lehrer versuchten häufig, sich durch niedrigere Unterrichtsgebühren gegen ihre Mitbewerber durchzusetzen. So richteten sie sich vor allem an Familien, die ihren Kindern zwar eine grundlegende Bildung ermöglichen wollten, sich jedoch keinen angesehenen Lehrer leisten konnten.

Das im Jahr 301 n. Chr. erlassene Höchstpreisedikt Diokletians erlaubt einen Einblick in die Einkommensverhältnisse. Demnach benötigte ein Grundschullehrer – die am schlechtesten bezahlte Lehrergruppe – etwa dreißig Schüler, um das Einkommen eines qualifizierten Handwerkers zu erreichen. Dabei ist noch vorausgesetzt, daß die Eltern den Unterricht überhaupt bezahlten. Schriftquellen berichten, daß Lehrer ihren Lohn häufig verspätet, gar nicht oder lediglich in Naturalien erhielten. Vor allem Grundschullehrer lebten daher oft am Rande des Existenzminimums, während Rhetoriklehrer deutlich höhere Honorare verlangen konnten.

Das Ansehen der Lehrer

Trotz ihrer zentralen Bedeutung für die Gesellschaft genoß insbesondere der Grundschullehrer während nahezu der gesamten Antike nur geringes Ansehen. Dies dürfte unter anderem damit zusammenhängen, daß viele Lehrer Sklaven oder Freigelassene waren. Besonders aus den griechischsprachigen Gebieten stammende Sklaven wurden häufig als Sprachlehrer eingesetzt und blieben vielfach auch nach ihrer Freilassung in diesem Beruf tätig.

Möglicherweise trug auch der oftmals harte Umgang mit den Schülern zu ihrem schlechten Ruf bei, wie ihn zahlreiche antike Schriftquellen schildern. Lehrer der höheren Bildungsstufen, insbesondere Grammatiker, Rhetoren und Philosophen, genossen dagegen ein deutlich höheres gesellschaftliches Ansehen.

Fazit

Der Lehrerberuf war in der Antike unverzichtbar für die Weitergabe von Wissen und Kultur, zugleich aber von großen sozialen und wirtschaftlichen Unterschieden geprägt. Bildung blieb überwiegend ein Privileg derjenigen, die sie sich leisten konnten.

Literatur:

J. Christes, Bildung und Gesellschaft. Die Einschätzung der Bildung und ihrer Vermittler in der griechisch-römischen Antike (Darmstadt 1975).

J. Christes, Handbuch der Bildung und Erziehung in der Antike (Darmstadt 2006).

A. Kropff, New English translation of the Price Edict of Diocletianus, online publiziert auf academia.edu April 2016 (letzter Zugriff 01.07.2026).

(https://www.academia.edu/23644199/New_English_translation_of_the_Price_Edict_of_Diocletianus).

H.I. Marrou, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum (Freiburg 1957).

H. Schulze, Ammen und Pädagogen. Sklavinnen und Sklaven als Erzieher in der antiken Kunst und Gesellschaft (Mainz am Rhein 1998).

Y. Too (Hrsg.), Education in Greek and Roman antiquity (Leiden 2001).

K.-W. Weeber, Lernen und Leiden. Schule im alten Rom (Darmstadt 2014).

Stimmen der Gegenwart

Lateinunterricht heute - Interview mit Sabine Geier und Johanna Graf

Alfons Strewitzek

Ausbildung, Kernaufgaben und Herausforderungen

Der moderne Lehrerberuf setzt ein Studium voraus, bei dem nicht nur die Inhalte der zukünftig unterrichteten Fächer vermittelt werden, sondern auch Pädagogik, Psychologie und praktische Erfahrung im Rahmen verschiedener Praktika. Vieles lernt man aber auch erst, wenn man tatsächlich anfängt zu unterrichten – hierbei muß nach dem „*trial and error*“-Prinzip mit jeder Klasse neu herausgefunden werden, was besser und was schlechter funktioniert und wie die Schüler*innen kontinuierlich motiviert werden können. Als wichtigste ihrer Aufgaben empfanden beide Interviewpartnerinnen, Sabine Geier und Johanna Graf vom Willibalds-Gymnasium Eichstätt, die Wissensvermittlung, aber auch pädagogisches Arbeiten mit den Kindern. Allerdings können die Lehrplanvorgaben manchmal einschränkend sein.

Als besondere Herausforderungen des Berufs wurden vor allem der lange Unterricht, bei dem man stets geistig wach sein, mitdenken und auf die Schüler*innen reagieren muß, die schnelle Umstellung im Umgang mit jüngeren und älteren Schülern, die direkt nacheinander unterrichtet werden, aber eben auf ganz verschiedenen Ständen sind, sowie die mit Vor- und Nachbereitung oft sehr langen Arbeitstage genannt. „Manchmal würde man sich eine Stechuhr wünschen“ meinte Sabine Geier – trotzdem macht sie ihren Job sehr gerne, „man kriegt viel zurück von den Kindern“.

Zwischen Digitalisierung und Tradition

Viele Schulen haben inzwischen ein umfangreiches digitales Lehrangebot, so auch das Willibalds-Gymnasium. Die Schüler haben ab der 10. Klasse Tablets und auch die Lehrer arbeiten viel mit digitalen Tafeln und Powerpoints. Die beiden Lehrerinnen hoben besonders die gute Abstimmung des digitalen Angebots zu den Schulbüchern hervor, die den Schüler*innen ermöglicht, individuell zu entscheiden, inwieweit sie digital oder analog arbeiten wollen. Denn auch viele Kinder präferieren noch ausgedruckte Arbeitsblätter und Bücher.

Catull, Ovid und Vokabeln pauken

Der Lateinunterricht bot sich hier als Vergleich zum antiken Lehrerberuf und Unterricht am besten an, da er inhaltlich natürlich am ähnlichsten ist. Einiges an Auswendiglernen ist auch heute noch nötig, Vokabeln und Grammatik sind schwer anders vermittelbar. Auch für die Auseinandersetzung mit dem Rhythmus lateinischer Dichtung kann es nicht schaden, wenigstens einen Vers zu lernen und zu rezitieren. Viele „modernere“ Unterrichts- oder Lernmethoden sind beim Lateinischen schwer umsetzbar, Exkursionen in die Weißenburger Therme oder nach Trier bieten dennoch Möglichkeiten, den Unterricht spannend zu gestalten und die Kinder zu motivieren. Auch die Verknüpfung mit anderen Fächern, besonders auch mit anderen Sprachen, steht im Fokus. Über zusätzlich zur Sprache vermitteltes Kulturwissen

und den Inhalt behandelte antiker Texte können die Schüler*innen in eine neue (oder in diesem Fall alte) Welt eintauchen und sie auch mit der heutigen vergleichen.

In anderen Fächern, bei Johanna Graf Geschichte und bei Sabine Geier Religion, sind interaktivere Lernmethoden wie Gruppen- oder Stationsarbeiten, Plakaterstellung, Referate oder Projektarbeiten mit von den Kindern selbst ausgewählten Methoden besser möglich. Dabei wird viel Wert auf Austausch, Spaß am Lernen und eigenständiges Arbeiten gelegt. Mit im Schnitt 25 Schülern pro Klasse und einer, wie die beiden anmerkten, sinkenden Aufmerksamkeitsspanne sind die richtigen Unterrichtsmethoden unverzichtbar für einen optimalen Unterrichtserfolg.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur Antike

Wie auch in der Antike ist die Wissensvermittlung das Kerngeschäft heutiger Lehrer*innen, ganz speziell im Lateinunterricht aber auch die Frage: „Was bietet das Original, was die Übersetzung nicht kann?“ Den beiden Interviewten war und ist sehr wichtig, ihre Schüler*innen die Schönheit der lateinischen Sprache erkennen zu lassen, wie es auch im höheren Unterricht beim *grammaticus* das Ziel gewesen sein wird, sie zugleich aber auch zu eigenen Interpretationen der Texte anzuregen.

Ein großer Unterschied zum antiken Beruf ist (glücklicherweise) das Ansehen: die Eltern der Kinder sind sich der vielschichtigen Ausbildung der Lehrer*innen bewußt, schätzen diese sehr und vertrauen ihnen dementsprechend ihre Kinder an. In diesem Kontext ist auch die heute sehr bewußte Entscheidung für den Beruf als Lehrer wichtig, denn im Rahmen von Studium, Praktika und Referendariat wird „ausortiert“, wer für diese doch sehr intensive Arbeit mit Kindern nicht gemacht ist. In der Antike hingegen war es für zweisprachige Sklaven oder Freigelassene, die ja die meisten der Grundschullehrer und einige der weiterführenden Lehrer stellten, oft einfach die naheliegendste Arbeit.

Die beiden resümieren: „Vorurteile herrschen überall, aber im Endeffekt ist man doch tief im Inneren überzeugt, daß Schule wichtig ist.“

Ich danke Sabine Geier und Johanna Graf für dieses Interview und die spannenden Einblicke in den modernen Lateinunterricht.

Fazit

Das Interview zeigt, daß sich der Lehrerberuf seit der Antike grundlegend verändert hat, sein Kern jedoch derselbe geblieben ist: Wissen zu vermitteln und junge Menschen in ihrer Entwicklung zu begleiten. Gerade der Lateinunterricht verbindet Tradition und Moderne auf besondere Weise. Trotz Digitalisierung, neuer Unterrichtsmethoden und veränderter gesellschaftlicher Anforderungen bleibt die Begeisterung für Sprache, Kultur und Bildung der wichtigste Antrieb engagierter Lehrkräfte.

DAS HIRTENWESEN IN DER ANTIKE

Sophia Wehle

Alltag zwischen Weidegang und Versorgung

Hirten waren ein unverzichtbarer Bestandteil der antiken Landwirtschaft. Sie begleiteten Schaf-, Ziegen- oder Rinderherden oft über weite Strecken und mussten deshalb auf feste Unterkünfte verzichten. Ihre Ausrüstung führten sie mit sich, übernachtet wurde häufig im Freien oder in einfachen Unterständen.

Die Tiere wurden durch eingeübte Signale – etwa Pfeifen oder das Spiel auf einer Rohrflöte – gelenkt. Unterschiedliche Rufe dienten zum Weiden, Sammeln oder als Warnung vor Wölfen. Besonders bei Milchherden gehörte das tägliche Melken zu den wichtigsten Aufgaben. Wurde die Herde weit entfernt vom Hof gehalten, übernahmen die Hirten zusätzlich die Herstellung von Käse.

Tagsüber weideten die Tiere auf Wiesen, brachliegenden Äckern oder Wäldern. Kleinere Herden nutzten häufig die Allmende, gemeinschaftlich genutztes Weideland gegen eine geringe Gebühr. Am Abend wurden die Tiere möglichst in Ställe oder geschützte Pferche gebracht, um sie vor Raubtieren und Dieben zu schützen. Im Winter ergänzten Heu, Kräuter, Laub oder Klee die Nahrung; Getreide wurde nur in Ausnahmefällen verfüttert.

Hirten zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit

Die sozialen Verhältnisse waren unterschiedlich. Große Gutsherren verpachteten ihre Herden häufig an selbstständige Hirten, die im Gegenzug einen Teil der Milch- und Käseproduktion sowie die Wolle und den Nachwuchs der Tiere nutzen durften. Ein entsprechender Mustervertrag ist bereits bei dem römischen Schriftsteller Cato dem Älteren überliefert.

Daneben arbeiteten freie Lohnhirten und Sklaven. Das Ansehen innerhalb des Berufs richtete sich nach der betreuten Tierart: Rinderhirten genossen wegen des höheren Wertes ihrer Tiere meist einen höheren Status als Schaf- oder Ziegenhirten. Im Alltag war jedoch oft entscheidender, in welchem Verhältnis ein Hirte zu seinem Auftraggeber stand, als ob er frei oder unfrei war.



Abb. 1: Hirte beim Melken einer Ziege, spätantikes Sarkophag Relief (Rom Museo Nazionale)

Wanderhirten und Transhumanz

Eine besondere Form der Viehhaltung war die Transhumanz, die jahreszeitliche Wanderung großer Herden zwischen Winterweiden im Flachland und Sommerweiden im Gebirge. Dadurch fanden die Tiere ganzjährig ausreichend Nahrung und waren vor extremer Hitze oder Kälte geschützt.

Seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert entwickelte sich diese Wirtschaftsweise im Römischen Reich zunehmend zu einem großräumigen Wirtschaftssystem. Wohlhabende Grundbesitzer und sogar Kaiser verfügten über Herden von mehreren tausend Tieren, die von angestellten Hirten betreut wurden. Vor allem Schafe wurden wegen der steigenden Nachfrage nach Wolle, Leder und Fellen gezüchtet.

Ein Beruf mit geringem Ansehen

Die Wanderhirten standen in der antiken Gesellschaft häufig unter Misstrauen. Beim Durchzug großer Herden kam es immer wieder zu Schäden auf Feldern oder Weiden, gelegentlich wurden auch fremde Tiere mitgetrieben. Antike Quellen berichten zudem von Viehdiebstählen und Überfällen, sodaß Hirten – insbesondere auf den Transhumanzwegen – oft unter Generalverdacht standen. Trotz ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gehörten sie deshalb zu den weniger angesehenen Berufsgruppen.

Das Bild des Hirten in Literatur und Kunst

Bemerkenswert ist der Gegensatz zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und literarischer Darstellung. Während Hirten im Alltag nur geringes Ansehen genossen, erscheinen sie in der griechischen und römischen Literatur häufig als Sinnbild eines einfachen und naturverbundenen Lebens. Besonders die Hirtengedichte des griechischen Dichters Theokrit schildern in poetischen Wettgesängen das friedliche Leben auf den Weiden.

Die Hirtengedichte des antiken griechischen Dichters und Schöpfers der bukolischen Poesie Theokrit

Komatas und Lakon ist ein Wechselgesang der als *agôn* (Wettstreit) zwischen dem Ziegenhirten Komatas und dem Schafhirten Lakon inszeniert ist.

Komatas: Cytisus (Geißklee) weiden bei mir und Geißblattranken die Ziegen, treten auf Riedgras (Sauergrasgewächs) einher, und ihr Lager ist unter dem Hagdorn (Eingriffeliger Weißdorn).

Lakon: Meinen Schafen ist links die süße Melisse zum Futter aufgesprosst, und wie Rosen so voll blüht Cistus (Zistrosen) in Menge.

(Übersetzung Eduard Mörike/Friedrich Notter)

Abb. 2 Amphore aus Berlin. Mythologische Darstellung eines Hirtenjungen mit Mütze und Fell-Chlamys (Mantel) bekleidet beim Spielen einer Doppelflöte. Vor ihm tanzt ein Silen (ziegenbeiniges Naturwesen)



Auch in der antiken Kunst werden Hirten meist als Teil einer idyllischen Landschaft dargestellt. Diese Darstellungen vermitteln weniger den harten Arbeitsalltag als vielmehr Ruhe, Gelassenheit und die Sehnsucht nach einem Leben im Einklang mit der Natur.

Fazit

Der Hirtenberuf war für die Versorgung der antiken Gesellschaft unverzichtbar und zugleich von harter körperlicher Arbeit geprägt. Zwischen wirtschaftlicher Bedeutung und geringem sozialem Ansehen entstand ein Spannungsfeld, das sich deutlich von der idealisierten Darstellung des Hirtenlebens in Literatur und Kunst unterscheidet.

Literatur

W. Thietz, Hirten, Bauern, Götter: eine Geschichte der römischen Landwirtschaft (München 2015).

N. Himmelmann, Über Hirten-Genre in der antiken Kunst. Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften; Band 65 (Opladen 1980).

G. Waldherr, Antike Transhumanz im Mediterran. Ein Überblick, in: P. Herz - G. Waldherr, Landwirtschaft im Imperium Romanum (2001).

Stimmen der Gegenwart

Interview mit der Schäferei Eichhorn - Zwischen Naturschutz, Tierhaltung und Tradition

Sophia Wehle

Ein Beruf für jeden Tag im Jahr

Die Arbeit eines Schäfers endet nie. Jeden Tag im Jahr müssen die Schafe versorgt und gehütet werden. Je nach Jahreszeit ändern sich die Aufgaben: Im Sommer weiden die Tiere auf den Wiesen, während im Winter Heu, Silage, Getreide und Stroh als Futter dienen, das größtenteils selbst hergestellt wird.

Auch Wetter, Wege und Weiden bestimmen den Arbeitsalltag. Die Herde nutzt Trieb- und Waldwege zwischen Obereichstätt und Dollnstein. Dabei leisten die Schafe einen wichtigen Beitrag zum Naturschutz, indem sie Samen in ihrer Wolle und an den Klauen verbreiten. Bei großer Hitze wird der Tagesablauf angepasst: Die Tiere weiden früh am Morgen und bis spät in den Abend, damit sie die heißen Nachmittagsstunden ruhend verbringen können.

Familienbetrieb mit Fachwissen

Die Schäferei wird als Familienbetrieb geführt. Insgesamt arbeiten fünf Vollzeitkräfte im Betrieb. Zwei kümmern sich um die Schafe, einer übernimmt die Vermarktung und einer die Landwirtschaft. Geeignete Mitarbeiter zu finden, sei allerdings schwierig.

Der Beruf des Schäfers wird in einer dreijährigen Ausbildung erlernt. „Ich habe [die Ausbildung] auch durchlaufen und hab auch [die] Meisterprüfung gemacht. [...] Wenn man drei Jahre Praxis hat, dann kann man noch die Meisterprüfung machen“, erläutert Alfred Eichhorn.

Neben Fachwissen seien vor allem Interesse an Tieren, Freude an der Natur und selbstständiges Arbeiten wichtig.

Erfahrung ersetzt keine Technik

Viele Grundlagen lassen sich aus Büchern lernen. Entscheidend sei jedoch die praktische Erfahrung. „Es gibt schon noch Erfahrungswerte, das lernt man zwar im Buch, aber in der Praxis wird das noch mehr intensiviert.“ Besonders bei der Auswahl geeigneter Zuchttiere sei Erfahrung unverzichtbar. Trotz moderner Technik könne diese Entscheidung niemand allein anhand von Daten treffen.

Körperliche Arbeit und wichtige Helfer

Der Schäferberuf ist körperlich anspruchsvoll, hält aber gleichzeitig fit. „Ich find, wenn man ein Schäfer ist, ist man eigentlich fit. [...] Als Schäfer hat man ganzkörperliche Belastung.“

Zum Arbeitsalltag gehören Traktoren und Geländewagen, aber auch traditionelle Hilfsmittel. „Der wichtigste Helfer ist noch der Hund. Also ohne Hund geht nichts.“

Zum Fangen oder Behandeln einzelner Tiere wird außerdem ein Schäferstock mit Haken verwendet – der „verlängerte Arm“ des Schäfers.

Lammfleisch und Landschaftspflege

Die wichtigste Einnahmequelle ist der Verkauf von Lammfleisch. Lammfelle werden ebenfalls vermarktet, während Wolle heute wirtschaftlich kaum noch Bedeutung hat.

Mindestens genauso wichtig ist jedoch die Landschaftspflege. Die Schafe beweiden Wacholderheiden im Altmühltal, die maschinell kaum gepflegt werden können. „Die Schafe tragen so zur Artenvielfalt bei.“ Durch die Beweidung bleiben seltene Pflanzen wie der Enzian erhalten. Gleichzeitig profitieren zahlreiche Insektenarten, darunter Schmetterlinge, von den unterschiedlichen Grasstrukturen.

Direktvermarktung und Zusammenarbeit

Das Fleisch wird direkt über die eigene Metzgerei unter dem Gütesiegel „Altmühltal Lamm“ verkauft. Kunden bestellen telefonisch und holen ihre Ware anschließend selbst ab.

Daneben arbeitet die Schäferei eng mit Kommunen, Naturschutzbehörden und Landwirten zusammen. Die Schafe pflegen gepachtete Naturschutzflächen und beweiden im Winter Wiesen und Felder. Dadurch bleibt das Gras kurz, neue Triebe können wachsen und sogar die Vermehrung von Wühlmäusen wird eingedämmt.

Tradition der Wanderschäferei

Ein fester Bestandteil des Betriebs ist die traditionelle Wanderschäferei. Seit rund 20 Jahren wird der Lammauf- und -abtrieb öffentlich gefeiert. Im Winter zieht die Herde seit Jahrzehnten in das wärmere Abenstal. Der Weg führt unter anderem über den Donaudamm und sogar durch Ingolstadt. „Es gibt ein Leitschaf, dem laufen die anderen nach.“ Damit die Tiere sicher durch den Verkehr kommen, begleiten Hirten und Hütehunde die Herde. Gearbeitet wird dabei oft schon in den frühen Morgenstunden.

Der Blick für jedes einzelne Tier

Obwohl rund 600 Schafe zur Herde gehören, erkennt ein erfahrener Schäfer sofort, wenn ein Tier krank ist. Auffälligkeiten beim Fressen, Lahmheit oder Veränderungen im Gesichtsausdruck geben Hinweise auf den Gesundheitszustand. Die Tiere tragen zwar keine Namen, dennoch kennt der Schäfer jedes einzelne Tier und bemerkt Veränderungen schnell.

Ich danke Herrn Eichhorn für seine Zeit und das Interview.

Fazit

Die Schäferei Eichhorn verbindet traditionelles Handwerk mit moderner Landwirtschaft und aktivem Naturschutz. Erfahrung, Verantwortungsbewusstsein und täglicher Einsatz sind dabei genauso wichtig wie die enge Zusammenarbeit von Mensch, Hund und Herde. So trägt die Schäferei nicht nur zur Lebensmittelproduktion, sondern auch zum Erhalt der Kulturlandschaft im Altmühltal bei.

DIE ANTIKE GOLDSCHMIEDEKUNST

Stefanie Wierzchowski

Gold in der antiken Welt

Der antike Gelehrte Plinius der Ältere beschreibt in seinem 33. Buch der Naturkunde die zahlreichen Methoden, mit welchen Goldschmiede arbeiten. Das Gießen, Schmieden, Granulieren, Verschweißen, Löten, Ziselieren, Gravieren und Punzieren sind Techniken, welche noch immer Verwendung finden.

Die frühesten Objekte aus dem griechischen Raum datieren in das späte 4. Jahrtausend v. Chr. Der Höhepunkt an technischer Raffinesse entsteht in klassischer Zeit. Es entstehen die monumentalen Gold-Elfenbein-Statuen des Zeus und der Athena aus der Werkstatt des Phidias. Ab etruskischer Zeit sind Goldfunde, z. B. aus der Tomba Regolini-Gelassini in Cerveteri (7. Jh. v. Chr.) erhalten.

Abb. 1) Goldfibel aus der Tomba Regolini-Gelassini in Cerveteri, Wikipedia Commons.



Spezialisierung des Goldhandwerks

Vor allem im römischen Raum führte die steigende Nachfrage an Luxusgütern zu einer Spezialisierung innerhalb des Goldschmiedehandwerks. Was nicht bedeutet, daß vereinzelte Handwerker nicht auch in mehreren Zweigen tätig sein konnten.

Aurifex ist die allgemeine Bezeichnung einer Person, die mit dem Material Gold arbeitet, daraus Objekte herstellt oder Gold in unterschiedlichste Zustände bringen kann. Zuvor wurden unter dem Begriff „*aurifices*“ alle Handwerker eingeschlossen, welche mit Edelmetallen und Edelsteinen arbeiteten. Der *aurifex* arbeitete in früherer Zeit also auch mit

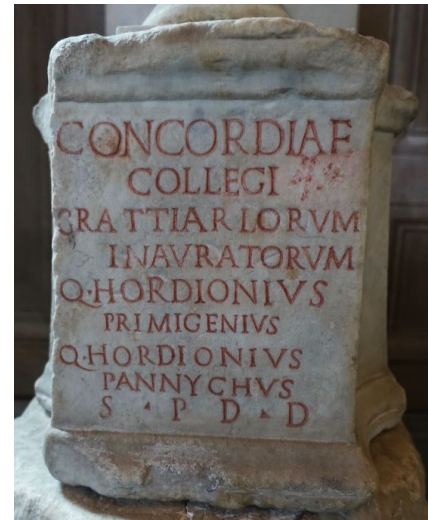


Silber, um z.B. das beliebte silberne Tafelgeschirr herzustellen. Bevor man Statuen, wie die Reiterstatue des Marc Aurels, mit Blattgold verzieren konnte, mussten aus dem Rohmaterial sehr dünne Goldbleche geschlagen werden. Dieser Arbeit ging der *aurifex brattiarius*, ein sogenannter „Goldschläger“, nach.

Abb. 2) Grabrelief mit Inschrift „AURIFEX BRATTIARI“, Vatikan. Museen, Galleria delle Statue, Inv. 753, E. Pernice, *Aurifex Brattiarius*, JdI 26, 1911, 288-289: große Feingoldwage oben. Goldschmied mit Hammer und Goldblech in der Hand, hämmert auf einen Amboß, daneben kegelförmige Gewichte

Die Vergoldung mit Blattgold übernahmen *inauratores*. Die Grenze zwischen Goldschläger und Vergolder scheint in vielen Fällen schwammig, da die beiden Berufe sehr eng zusammenarbeiteten. Das ist auch anhand eines Stiftungsaltars des Kollegs der *brattiarum* und der *inauratorii* ersichtlich (Abb. 3).

Abb. 3) Stiftungsalter der Concordia zwischen den Kollegien, 2. Jh., Rom, Vatikan. Museen, Photo: Van der Lans, CIL 06, 00095, als J. P. Gonzáles, How Roman Sumptuary Specialists Called Themselves, Latomus 78. 4, 2019, Fig. 3, 1006.



Der *anularius* konzentrierte sich auf die Fertigung von Fingerringen. Ringe erfreuten sich in allen Zeiten menschlichen Kunstschaffens großer Beliebtheit. Der und die modebewußte RömerIn trug je nach Jahreszeit unterschiedliche Ringe, gab personalisierte Siegelringe in Auftrag und durfte sich über Ringe als Familienerbstück oder sogar als kaiserliches Geschenk freuen. Ein Berufskolleg der *anularii* kann seit dem Ende der römischen Republik nachgewiesen werden.

Gemmarii arbeiteten eng mit den *anulari* zusammen, da sie das gewünschte Motiv in Edelsteine schnitten, welche dann in eine Ringfassung gesetzt werden konnte. In einer Grabinschrift für den zwölfjährigen Sklaven Pagus wird beschrieben, daß dieser ein Talent dafür besaß, „[...] Halsgeschmeide zu schaffen und das schmiegsame Gold, um bunte Gemmen zu fügen. [...]“ (CIL 06, 09437). Welche Art von Schmuck Pagus hauptsächlich anfertigte, ist ungewiß. Offensichtlich ist aber die enge Verbindung zwischen den Handwerksbereichen. Das Hauptmaterial des *caelatores* (Ziseleur) war Silber, doch fertigten sie auch aus Gold, Kupfer und Eisen kunstvolle Gefäße an. Sie waren materialübergreifende Metallarbeiter und Kunstschmiede.

Die Grabinschrift des Pagus ist nicht nur durch die Arbeit mit Gold interessant, sondern auch durch die genaue Angabe der wenigen Lebensjahre des jung Verstorbenen. Seit der frühen Kaiserzeit bis in die Spätantike wurden Handwerkslehrlinge als *discentes* bezeichnet. Diese Beschreibung fehlt hierbei jedoch. Die Ausbildung als Goldschmied begann bereits im Kindesalter und wurde oftmals von den Eltern an ihre Nachkommen weitergegeben. Wie lange die Ausbildung exakt dauerte, ist nicht gesichert.

Eine andere Grabinschrift (CIL 09, 04437) spricht davon, daß ein 27-jähriger Lehrling noch immer als *discentes* im Betrieb seines Meisters arbeitete. Auch Frauen konnten als Goldschmiede arbeiten und ihre Töchter ebenfalls die Lehre durchlaufen lassen.

Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das Grab der Sellia Epyre, welche im 1. Jh. n. Chr. in Rom tätig war. Die Grabinschrift bezeichnet sie als *aurivestrix*, eine Goldstickerin (CIL 06, 9214). Sie fertigte zuerst das Kleid an, um es dann mit feinen Goldfäden zu besticken. Die Arbeit mit filigranem Goldbrokat scheint besonders herausfordernd, da die feinen Goldfäden durch festen Stoff geführt werden mussten. Im Portrait der Sappho ist ein Haarnetz aus Goldbrokat

zu sehen. Um das Brokat zu fertigen, wurde es zuvor durch *brattarii* in dünne Bleche geschlagen und dann weiterverarbeitet.



Abb. 4) Portrait der Sappho mit Stylus und Wachstafel, Wandmalerei, aus Pompeji, Archäologisches Nationalmuseum Neapel Inventarnr. 9084, Wikimedia Commons.

Unter vielen weiteren Berufsbezeichnungen lassen sich die Goldarbeiter finden, welche noch nicht genannt wurden. Durch enge Zusammenarbeit und das große Spektrum an handwerklichen Fertigkeiten einzelner Goldschmiede, können Arbeitsschritte mehr als nur einem Beruf zugeordnet werden. Es wird also deutlich, daß es nicht *den einen* Goldschmiedeberuf in der Antike gab. Manche Schmiede übernahmen grundlegendes, wie das Goldschlagen, auf das alle weiteren Schritte aufbauen. Andere spezialisierten sich auf nur ein singuläres Produkt, wie z.B. die *coronarii*, welche

Diademe aus Gold fertigten.

Der Beruf konnte von freien und unfreien Personen ausgeführt werden. Durch den guten Verdienst war es auch manchen Goldschmieden möglich, sich ihre Freiheit zu erkaufen. In den Inschriften ihrer Grabsteine wird deutlich, daß sie Stolz für ihre Arbeit empfanden und selbstbewußt ihre Werkzeuge und/oder Werkstatt verewigten.

Literatur

E. Brepohl, Theorie und Praxis des Goldschmieds (Köln 1994).

E. Pernice, Aurifex Brattarius, JdI 26, 1911, 288-289.

H. Gummerus, Die römische Industrie. Wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen I, Klio 14, 1901, 132-189.

J. P. Gonzáles, How Roman Sumptuary Specialists Called Themselves: A Corpus-Based Study, Latomus 78, 4, 2019, 996-1037.

L. Wamser – R. Gebhard (Hrsg.), Gold. Magie Mythos Macht. Gold der alten und neuen Welt (Stuttgart 2001).

M. Hoernes, „... er wird dem Lehrling das Handwerk gänzlich beibringen, wie er es selbst versteht.“ Zur römischen Lehrlingsausbildung in Handwerksberufen, historia.scribere 3, 2011, 37-80.

Pliny, Natural History. Books 33-35. Übersetzt von H. Rackham. Loeb Classical Library Bd. 394 (Cambridge 1952).

CIL 06, 09437: H. Gummerus, Die römische Industrie. Wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen I, Klio 14, 1901, 169.

D(is) M(anibus). | Quicumque es, puero lacrimas effundc viator. | Bis tulit hie senos primaevi germini[s] annos | delictumque fuit domini, spes grata parentum, | quos male deseruit longo post fata dolori. | Noverat hie docta fabricare monilia dextra] et moUe in varias aurum disponere gemmas. Nomen erat puero Pagus. At nun[c] funus accrbum. | et cinis in tumulis iacet et sine nomine corpus. | Qui vixit annis XII | mensibus Villi diebus XIII ho(ris) VIII.

CIL 09, 04437: <https://edcs.hist.uzh.ch/de/document?edcs-id=EDCS-14805472> (08.07.2026).

D(is) M(anibus) s(acrum) / L(ucio) {A}Egnatio Felici / qui vixit annis / XXVII P(ublius) Atrius Terti/us discenti bene de / se merenti cuius / si tam properantia / fata non fuissent / mater in hoc titu/lo debuit ante legi

CIL 06, 9214: https://de.wikipedia.org/wiki/Sellia_Epyre#cite_note-3 (08.07.2026).

Sellia / Epyre / de sacra via / aurivestrix // Q(uinti) Futi Olympici

Stimmen der Gegenwart

Interview mit dem Goldschmiedemeister Erich Koller

Stefanie Wierzchowski

Die Goldschmiede Koller an der Rückseite des Domplatzes in Eichstätt wurde bis circa 2000 als Familienbetrieb geführt. Nach acht „Wanderjahren“ schloß Herr Erich Koller zuerst die Ausbildung zum Uhrmacher ab, doch um seiner Leidenschaft zu folgen, wechselte er später in den Beruf des Goldschmieds und legte zweimal die Meisterprüfung ab. Ab 1990 arbeitete man mit Gesellen zusammen, doch aktuell widmet sich Herr Koller allein den umfangreichen Arbeiten des modernen Goldschmieds.

Von A wie Anularius bis Z wie Zink

Dank dem sehr informative Interview wurde deutlich, daß der Beruf sehr vielschichtig ist. Die Kernaufgaben setzen sich vor allem aus der Umarbeitung alter Objekte, dem Finden individueller Lösungen, aber auch dem Erdenken neuer innovativer Schmuckstücke zusammen. KundInnen, deren Ringe zu klein oder groß geworden sind, paßt er ihnen an und setzt, wenn gewollt, Edelsteine hinzu oder platziert sie neu. Dabei soll so wenig Material wie möglich verlorengehen.

Ringe können auch mit einer persönlichen Gravur bspw. der Handschrift eines Familienmitglieds ausgestattet werden. Herrn Koller ist dabei besonders wichtig, auf die ganz persönlichen Vorstellungen der KundInnen einzugehen und diese nach bestem Gewissen zu erfüllen. Es werden jedoch nicht nur Ringe hergestellt und bearbeitet. Auch Perlenketten, Ohringe, Armbänder, Kettenanhänger und vieles weitere stellt Herr Koller eigenständig her. Innovative Stücke, wie einem Plattenring, bei dem kleine Metallplatten durch feine Ketten verbunden werden, können entstehen. Auf eine große öffentliche Präsenz durch Werbung in den (sozialen) Medien verzichtet er und setzt auf Weiterempfehlungen durch eine zufriedene Kundschaft.

Aus Alt mach Neu? Techniken und Materialien des Goldschmieds

In der Werkstatt gibt es nicht *das* eine Material, welches verarbeitet wird. Da nicht nur eine Objektkategorie hergestellt und/oder bearbeitet wird, arbeitet Herr Koller mit Gold, Platin, echten Edelsteinen und Perlen und verschiedensten „Hilfsmaterialien“ von Ton bis Schwefelsäure. Zur Qualitätsprüfung, der zu verarbeiteten Materialien, setzt er auf vertrauenswürdige Lieferanten und seine langjährige Erfahrung. Diese hilft auch meistens frühzeitig zu erkennen, wenn ein Projekt droht in eine Sackgasse zu laufen.

Herr Koller sieht im Schmieden und Feuer die engste Verbindung zum antiken Beruf. Aber auch im Erfüllen der Vorstellungen des Auftraggebers und im Versuch, immer ausgefallenerer Schmuckstücke zu erdenken. In den letzten Jahrzehnten wurden einzelne Vorgehensweisen erneuert, doch basiert das Handwerk auf einer etablierten Basis. Neuerungen sind z.B. 3-D

Drucker, digitale Designs und Lasergravuren. Löt- sowie Schweißgeräte nutzen Propan oder Wasserstoff als Treibstoff, wodurch die Flamme höchstpräzise angesetzt werden kann.

Techniken, wie das Verwenden von Negativstempeln lassen sich seit antiker Zeit nachweisen und werden noch immer genutzt. Damit fertigte Herr Koller ein Ohrringpaar an. Bei diesen wurden Platinscheiben in halbrunde Formen gelegt und eingedrückt, wodurch erst dünnwandige Linsen entstanden sind. Durch solche Negativformen können Objekte produktiver geprägt werden. Die Grundwerkzeuge des Goldschmieds scheinen sich seit antiker Zeit kaum verändert zu haben. Dazu zählen Feinschmiedehämmer, Amboß, Lötgerätschaften, (Negativ-)Stempel und Feinwaagen.

Abb. 5): Negativstempel zum Prägen der Platinlinsen und glühendes Schlüsselchens.



Der Prozeß einen Ring an seinen Träger anzupassen, dürfte somit sehr ähnlich sein. Um das Material durch Walzen oder Schmieden in Form zu bekommen, wird es um geschmeidig zubleiben zwischendurch zum Glühen gebracht und dann meist in Wasser abgeschreckt. Dies führt vorübergehend zu abenteuerlichen, oberflächlichen Farbveränderungen des Materials. Um den Ring zu schließen, werden die Enden noch verlötet. Früher tat man das durch Verschweißen, wie bei der Granulierttechnik. Dabei werden kleine Mengen an Metall ultrahoch erhitzt, bis ein Kügelchen entsteht. Deren Fließtemperatur wird etwas früher erreicht, als die des darunterliegenden Metalls, wodurch sich beide Oberflächen miteinander verbinden. Besonders in antiker Zeit benutzte man die Technik und kreierte mit den kleinen Kügelchen ornamentalen Dekor auf Schmuck.

Moderne Zeiten mit alten Belastungen

Auch wenn moderne Regulierungen und Arbeitsschutz viele gesundheitsgefährdende Stoffe und Praktiken aus dem Alltag des Goldschmieds entfernen konnten, scheinen manche Belastungen unausweichlich. Millimeterarbeit an Kleinstobjekten erfordert eine ruhige Hand und (mindestens) ein geübtes Auge. Herr Koller beschreibt, daß er durch häufiges Aufstehen starken einseitigen Belastungen ausweichen kann, jedoch scheint viel Sitzen und angestrengtes Sehen mit der Arbeit einherzugehen. Dabei kommt er auch mit Feinstäuben und Chemikalien in Kontakt. Besonders Lötmittel können bei falschem Umgang eine Gefahr darstellen.

Ich danke Erich Koller für das Interview.

Alle Abbildungen mit freundlicher Genehmigung von Erich Koller, 2026.

FISCHER UND FISCHHÄNDLER IM RÖMISCHEN REICH

Luca Wingerter

Die Fischerei gehörte zu den wichtigsten Wirtschaftszweigen des Römischen Reiches. Fisch war nicht nur ein Grundnahrungsmittel, sondern auch ein begehrtes Handelsgut. Frischer Fisch wurde in den Küstenstädten und an schiffbaren Flüssen verkauft, während gesalzener, getrockneter oder geräucherter Fisch selbst weit entfernte Regionen erreichen konnte.

Obwohl Fischfang und Fischhandel für die Versorgung der Bevölkerung von erheblicher Bedeutung waren, standen sie lange Zeit kaum im Mittelpunkt der altertumswissenschaftlichen Forschung. Erst seit den 1990er- und besonders den 2000er-Jahren wird die wirtschaftliche Nutzung der Meeresressourcen intensiver untersucht. Einen wichtigen Beitrag dazu leisteten insbesondere die Arbeiten der Althistorikerin Annalisa Marzano, die archäologische, literarische und naturwissenschaftliche Quellen zusammenführte.

Welche Quellen berichten über die Fischerei?

Unser Wissen über die römische Fischerei stammt aus ganz unterschiedlichen Quellen. Antike Schriftsteller wie Juvenal, Plinius der Ältere oder Oppian berichten über Fischarten, Fangmethoden, Aquakultur und den Handel mit Fisch. Hinzu kommen Inschriften, die Fischer, Händler oder ihre Berufsvereinigungen erwähnen.

Besonders eindrucksvoll sind bildliche Darstellungen auf Mosaiken und Wandmalereien. Desweiteren finden wir Darstellungen auf Reliefs, Münzen, Öllampen und Keramikgefäße mit Fischmotiven. Viele dieser Darstellungen stammen aus den urbanen und ländlichen Villen der Wohlhabenden. Sie spiegeln daher weniger den harten Alltag der Berufsfischer wider, als vielmehr die Wertschätzung des Meeres und seiner reichen Tierwelt. Häufig begegnen uns dabei auch mythologische Figuren wie Neptun, der Gott des Meeres, oder Eros und Aphrodite beim Angeln.

Direkte archäologische Zeugnisse aus dem Arbeitsalltag der Fischer sind dagegen vergleichsweise selten. Netze, Boote und viele Werkzeuge bestanden aus Holz, Pflanzenfasern oder anderen vergänglichen Materialien und sind meist nicht erhalten geblieben. Gefunden werden vor allem Gegenstände aus Bronze, Eisen, Stein, Blei oder Ton – etwa Angelhaken, Harpunenspitzen, Netzgewichte oder Netznadeln. Solche Funde erlauben einen unmittelbaren Einblick in die Fischerei der Antike.

Der Beruf des Fischers

Berufsfischer gehörten überwiegend zu den unteren sozialen Schichten der römischen Gesellschaft. Sie konnten Sklaven, Freigelassene (*liberti*) oder freie Bürger sein. Viele arbeiteten in kleinen Familienbetrieben, andere waren im Dienst größerer Landgüter oder

städtischer Unternehmer tätig. Der wirtschaftliche Erfolg hing von den Fangmöglichkeiten, den Jahreszeiten und den Absatzmärkten ab und war entsprechend unterschiedlich.

Die Fischerei war körperlich anstrengend und nicht ungefährlich. Wind, Wetter und Strömungen bestimmten den Arbeitsalltag ebenso wie die Wanderungen der Fischschwärme. Gefischt wurde sowohl im Mittelmeer, als auch in Flüssen, Seen und Lagunen. Je nach Region spezialisierten sich Fischer auf unterschiedliche Fangmethoden oder Zielarten.

Da größere Fangunternehmen mehrere Boote, Netze und Arbeitskräfte erforderten, arbeiteten Fischer häufig zusammen. In vielen Städten schlossen sie sich zu *collegia*, berufsständischen Vereinigungen, zusammen. Diese vertraten gemeinsame wirtschaftliche Interessen, erleichterten die Organisation des Fischfangs und boten ihren Mitgliedern zugleich soziale und religiöse Unterstützung. Daneben gab es *societates*, also zeitlich begrenzte Partnerschaften mehrerer Unternehmer oder Fischer zur Durchführung größerer Vorhaben.

Werkzeuge und Fangmethoden

Die Römer nutzten eine große Vielfalt an Fanggeräten. Das Angeln mit der Rute unterschied sich dabei kaum von der heutigen Methode. Angelhaken bestanden meist aus Bronze oder Eisen und wurden mit unterschiedlichsten Ködern versehen. Antike Autoren erwähnen unter anderem Brot, Käse, Fleisch, Fischstücke oder Innereien, die je nach Fischart verwendet wurden.

Der in dieser Ausstellung gezeigte Angelhaken aus Theilenhofen gehört zu den wenigen unmittelbar erhaltenen Zeugnissen dieser Fangtechnik. Das Angeln diente nicht nur dem Broterwerb. Auch Angehörige der Oberschicht gingen diesem Zeitvertreib nach; sogar Kaiser Augustus wird von Sueton als begeisterter Angler beschrieben.

Neben Angel und Leine kamen Harpunen und mehrzinkige Fischspeere zum Einsatz. Besonders wichtig waren jedoch Netze in unterschiedlichsten Ausführungen. Zugnetze (Waden) wurden gemeinsam vom Ufer oder von Booten aus eingesetzt und anschließend eingeholt. Darüber hinaus verwendete man Stellnetze sowie Reusen – trichterförmige Fallen, die sowohl im Meer als auch in Flüssen und Seen erfolgreich eingesetzt wurden.

Von den Netzen selbst hat sich nur selten etwas erhalten. Dagegen finden Archäologen regelmäßig Netzgewichte aus Stein, Ton oder Blei sowie bronzene Netznadeln, mit denen Netze hergestellt und repariert wurden. Gemeinsam vermitteln diese Funde ein anschauliches Bild der technischen Möglichkeiten römischer Fischer.

Vom Fischer zum Händler

Mit dem Fang begann erst der zweite Teil der Wertschöpfungskette. Fisch verdarb schnell und mußte möglichst rasch verkauft oder konserviert werden. Deshalb arbeiteten Fischer häufig eng mit Händlern und Verarbeitungsbetrieben zusammen. Vor allem in den großen Hafenstädten entwickelte sich ein gut organisiertes Netzwerk aus Fischern, Zwischenhändlern, Salzereien und Fernhändlern.

Frischer Fisch gelangte vor allem in die nahe gelegenen Städte und Märkte. Für längere Transportwege mußte er haltbar gemacht werden. Die wichtigste Methode war das Einsalzen, das nicht nur den Fisch konservierte, sondern zugleich die Grundlage für einen weitreichenden Handel bildete. Daneben wurden Fische getrocknet oder geräuchert. Aus kleineren oder weniger wertvollen Fischen entstanden durch Fermentation die berühmten Fischsoßen, allen voran das *Garum*, das im gesamten Römischen Reich als Würzmittel geschätzt wurde.

In einigen Fällen wurden Fische auch lebend transportiert. Küstennahe Transporte konnten in Booten mit wassergefüllten Behältern oder durchströmten Becken erfolgen. Literarische Quellen berichten zudem von künstlich angelegten Fischteichen (*piscinae*), in denen wertvolle Arten bis zum Verkauf frisch gehalten wurden. Dennoch blieb frischer Fisch ein empfindliches Gut. Antike Autoren erwähnen immer wieder, daß verdorbener Fisch auf den Märkten Anlaß zu Beschwerden gab – ein Hinweis darauf, wie schwierig der Transport ohne moderne Kühltechnik war.

Der Fischhandel erforderte Erfahrung und kaufmännisches Geschick. Händler mußten die Fangzeiten kennen, die Nachfrage auf den Märkten einschätzen und geeignete Transportwege wählen. Mit zunehmender Entfernung stieg das wirtschaftliche Risiko: Je länger der Transport dauerte, desto größer war die Gefahr, daß die Ware an Qualität verlor oder ganz verdarb. Gleichzeitig bot gerade der Fernhandel die Aussicht auf höhere Gewinne.

Die Versorgung des Römischen Reiches mit Fisch beruhte somit auf einer gut funktionierenden Zusammenarbeit vieler Beteiligter. Fischer, Händler, Transporteure und Verarbeiter bildeten gemeinsam ein Wirtschaftsnetz, das sich über den gesamten Mittelmeerraum spannte.

Literatur:

A. Marzano, *Harvesting the Sea – The Exploration of Marine Resources in the Roman Mediterranean* (Oxford 2013).

A. Marzano, *Fish and Fishing in the Roman World*, in: *Journal of Maritime Archaeology* 13. 3, 2018, 437-447.

A. Marzano – G. Brizzi, *Costly display or economic investment? A quantitative approach to the study of marine aquaculture*, in: *JRA*, 22, 2009, 215–230.

D. Sahrhage, *Die Schätze Neptuns – eine Kulturgeschichte der Fischerei im Römischen Reich* (Frankfurt am Main 2002).

Antike Literatur:

Plin. nat. IX, 24f. (als Beispiel für das Wissen über Fische, speziell Delphine)

Juv. Sat. 5,92–96. (zur Überfischung)

Opp. Hal. 3,29–35. (Beschreibung eines Fischers)

Opp. Hal. 3, 175-179. (Ausschnitt zu möglichen Ködern z.B. Einsiedlerkrebse und Salzfleisch)

Suet. Aug. 83 (Augustus, der angelt)

Stimmen aus der Gegenwart

Ein Fischhändler erzählt – Interview mit Karl-Heinz Müller

Luca Wingerter

Wie ein heutiger Fischhändler seinen Beruf erlebt und welche Anforderungen der Handel mit frischem Fisch stellt, zeigt das folgende Interview mit Karl-Heinz Müller. Seine Aussagen eröffnen einen spannenden Vergleich zwischen antiken und modernen Arbeitsabläufen.

Karl-Heinz Müller arbeitet seit 1997 als ambulanter Fischhändler. Mit seinem Verkaufswagen beliefert er Wochenmärkte und kleinere Orte, in denen frischer Fisch nur eingeschränkt erhältlich ist. Seine feste Tour führt ihn regelmäßig quer durch Deutschland.

Eine klassische Berufsausbildung zum ambulanten Fischhändler gibt es nach seiner Erfahrung nicht. Bereits als Sechzehnjähriger sammelte Müller in Bremerhaven erste Erfahrungen in der Fischverarbeitung. Über seine Familie bestand schon früh eine Verbindung zur Seefahrt und zum Hafen. Zunächst erlernte er jedoch den Beruf des Schlossers, bevor ihn ein Freund für den Fischhandel gewann.

Nach Müllers Auffassung sind neben Fachwissen vor allem Selbstbewußtsein und Überzeugungskraft entscheidend: „Vor allem muß man selbstbewußt sein, man muß hinter seinem Produkt mit Selbstvertrauen stehen.“

Ebenso wichtig sei praktische Erfahrung. Dazu gehöre beispielsweise, das gewünschte Gewicht eines Fisches auf den ersten Blick abschätzen zu können oder den Frischezustand zuverlässig zu beurteilen: „Bei ganzem Fisch sieht man das an den Kiemen. [...] Die sollten gut durchblutet sein, am besten blutet der Fisch noch, wenn man hineinschneidet. Der Fisch sollte klare Augen haben. Und wenn man draufdrückt [...], sollte er wieder in seine Ursprungsform zurückgehen. Und am Geruch – Fisch sollte eigentlich nicht riechen.“

Neben dem Zustand der Ware spielt das Vertrauen zu den Lieferanten eine zentrale Rolle:

„Ich habe da meine festen Großhändler. [...] Das ist schon viel Vertrauensbasis.“

Besonders arbeitsintensiv sind die Wochen vor Feiertagen. Dann steigt die Nachfrage erheblich, gleichzeitig kommen viele neue Kunden hinzu. Als größte Belastung empfindet Müller jedoch die langen Fahrten mit seinem voll beladenen Verkaufswagen:

„Der größte Streß liegt eigentlich darin, mit dem Wagen von Norddeutschland nach Süddeutschland zu fahren; [...] durch den Verkehr und die Baustellen.“

Die moderne Kühltechnik macht einen solchen Handel überhaupt erst möglich. Speziell ausgestattete Verkaufsfahrzeuge verfügen über leistungsfähige Kühlanlagen und stellen eine erhebliche Investition dar. Müller berichtet, daß frühere Kühlsysteme insbesondere in den Sommermonaten deutlich weniger zuverlässig gewesen seien. Erst seit den 1950er- und 1960er-Jahren hätten sich die technischen Voraussetzungen für den heutigen ambulanten Fischhandel entwickelt.

Trotz aller Technik bleibt der persönliche Kontakt entscheidend: Kundenkontakt und persönliche Beziehungen „**sind das A und O.**“ Viele Käufer seien Stammkunden, deren Vertrauen man sich über Jahre erarbeiten müsse. Obwohl Müller als Einzelunternehmer arbeitet, existieren unter den fahrenden Fischhändlern bis heute informelle Absprachen, um sich gegenseitig keine festen Verkaufsgebiete streitig zu machen.

Auch heute bestimmen die Jahreszeiten das Angebot. Als Beispiel nennt Müller die Maischolle. Während ihrer Laichzeit bietet er sie bewußt nicht an, damit sich die Bestände erholen können.

Seine Ware stammt aus unterschiedlichen Regionen der Welt. Dazu gehören Wildfänge ebenso wie Fische aus Aquakulturen: „Es wird vieles eingeflogen nach Deutschland [...], zum Beispiel Thunfisch aus dem Pazifik oder Lachs aus Norwegen.“

Das Sortiment richtet sich dabei nach den Wünschen der Kundschaft. Neben frischem Fisch verkauft Müller geräucherte Fische, Fischsalate und Fischfrikadellen. Produkte wie Salzheringe oder Trockenfisch, die früher selbstverständlich waren, werden heute dagegen kaum noch nachgefragt.

Ich bedanke mich sehr herzlich bei Herrn Müller für dieses Interview.

Ein Beruf zwischen Tradition und Moderne

Viele Arbeitsbedingungen haben sich seit der Antike grundlegend verändert. Moderne Kühltechnik, schnelle Transportmittel und weltweite Handelswege ermöglichen heute den Verkauf von Fisch über Tausende von Kilometern hinweg. Dennoch sind einige Grundprinzipien erstaunlich konstant geblieben. Auch heute entscheiden Frische, Vertrauen zwischen Lieferanten und Händlern, Erfahrung sowie eine gute Kenntnis der angebotenen Produkte über den wirtschaftlichen Erfolg.

Impressum

Redaktion: Nadin Burkhardt © Alle Rechte vorbehalten.

Druck: KU Eichstätt-Ingolstadt

Bildrechte: wie angegeben

Umschlaggraphik: Kombinationsbild mit KI/ChatGPT erstellt (9/7/2026)

Förderer:



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT



Stadt Ingolstadt
Zentrum Stadtgeschichte



Eichstätt 2026